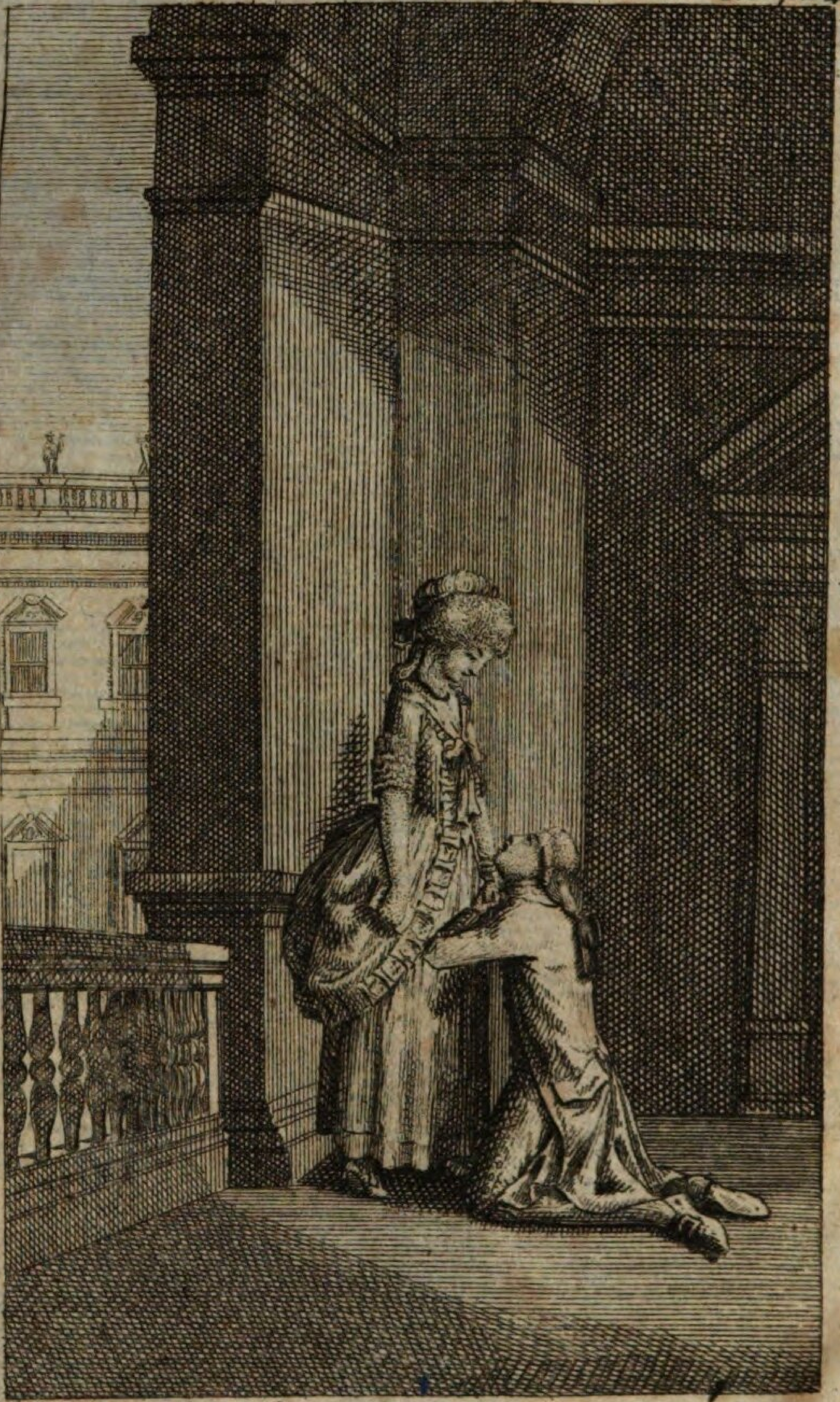
I. T. p 243.

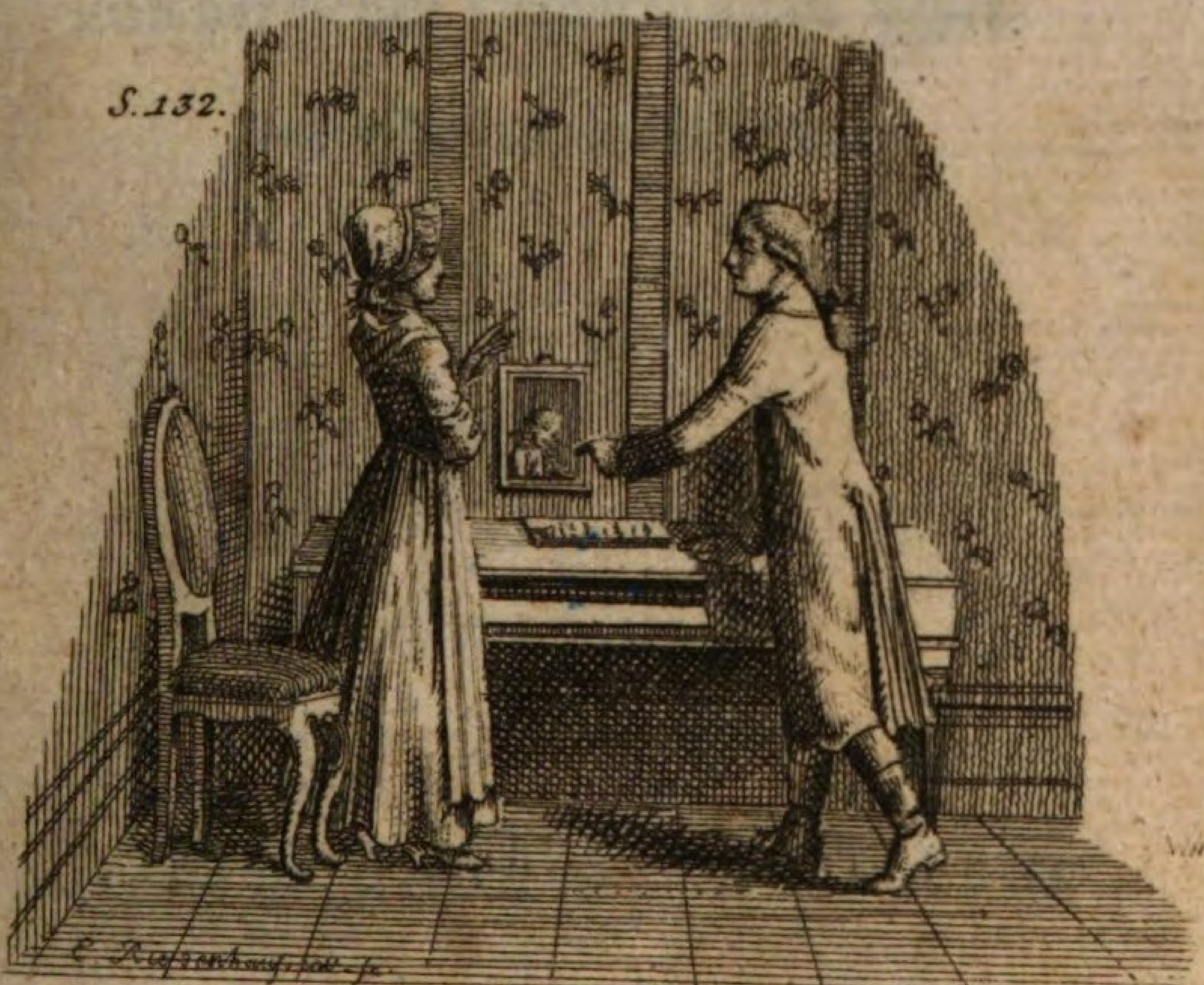


E Ripenhausen. inv. & sc.

Der
Roman meines Lebens

in Briefen herausgegeben.

S. 132.



Erster Theil

dritte revidirte Auflage.

Riga 1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem ..... gebohrnen,

Allerweisesten und allerhuldreichsten Herrn,

Herrn ....

Ihro Türkisch-Kaiserlichen Majestät

und der hohen Ottomanischen Pforte

wohlbestallten Groß-Vezir,

meinem gnädigsten Herrn,

widmet dieses Büchlein in tiefster Unterthänigkeit,

der Verfasser.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

.... gebohrner ....

Hochgebiethender Herr Groß-Vezir!

Ew. Excellenz werden in hohen Gnaden verzeyhen, daß ein armer christlicher Schriftsteller es wagt, diese wenigen Bogen zu Ew. Excellenz Füssen zu legen.

Wer, im ganzen türkischen Reiche, wagt es (seitdem Ew. Excellenz zu der hohen Würde eines Groß-Vezirs sind erhoben worden), zu leugnen, daß Höchstdieselben ein feiner Beurtheiler der schönen Künste, und der in- und ausländischen Literatur,

ein Beförderer aller Wissenschaften und Kenntnisse, feiner Menschenkenner, großer General, Staatsmann, Gelehrter — mit Einem Worte, Alles sind, was mit Höchstdero hohen Würde immer verknüpft ist, und Sie, zu Ihrer und Ihres großmächtigsten Herrn (dem Gott ein langes ruhiges Leben, sanften Schlaf und viel Freude in seinem Serail verleyhen wolle) Ehre nöthig haben?

Sollten es Ew. Excellenz daher ungnädig aufnehmen können, wenn ein fremder Schriftsteller bemüht wäre, diesen Ruhm Höchstdero erhabenen Talente, auch auswärts auszubreiten, indem er Ihnen ein geringes Zeichen seiner tiefen Ehrerbiethung dadurch zu geben sucht, daß er Ew. Excellenz ein Werk zueignet, welches ihm manche saure Stunde gekostet hat, als er es schrieb, und noch mehr, als er die Materialien dazu in dem Laufe seines unruhigen Lebens samlete?

Ew. Excellenz sind zwar sehr über alles Lob erhaben, und aus der kleinen einsamen Hütte, in welcher ich lebe, Ihren Ruhm erschallen zu hören, wird Ihnen freylich eine Sache von sehr geringer Wichtigkeit seyn. Allein, vielleicht um desto unpartheyischer muß Ihnen dies Lob vorkommen. Ew. Excellenz haben nach Ihrer Weisheit gewiß bemerkt, wie wenig man oft Ursache hat, auf die Posaunen des Gerüchts zu rechnen, welche sich ein Minister unter dem Haufen derer, die ihn fürchten, oder auf seine Hülfe hoffen, erkauft. Ich, der ich nicht erkauft bin, keinen Minister fürchte, und auf nichts hoffe, ich kann also um desto aufrichtiger diese Zueignungsschrift meinem Werke vorsetzen.

Zu mehrerer Sicherheit aber habe ich Raum für Höchstdero hohen Nahmen gelassen, damit, wenn indessen ein unglückliches Strick Sie ans Ende Ihrer ehrenvollen Laufbahn führen sollte, dieser Brief

sich auch für Ew. Excellenz Nachfolger paßte. Auch ist kein Jahr noch Tag angezeigt worden, so daß meine Zueignungsschrift sich für jeden Groß-Vezir schickt, dessen Bescheidenheit ihn überzeugt, daß er das Lob verdient, welches ich Ew. Excellenz zolle.

In Erwartung einer gnädigen Aufnahme meiner Freyheit, ersterbe ich in tiefster Ehrerbiethung,

Ew. Excellenz,

Meines gnädigsten Herrn,

unterthänigster Knecht,

D. B. A. R. B. S.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An einige Leser.

Fürchten Sie nichts, meine Herrn und Damen! Ich werde Sie hier nicht in einer Gestalt auftreten lassen, der man entgegen rufen könnte: „Das sind sie!" Haben Sie mir gleich manche trübe Stunde gemacht; hat Ihre Bosheit gleich mannigfaltigen Verdruß über mein Haupt gezogen; hätten mich Einige von Ihnen gleich gern muthwillig verkannt, gedrückt, verfolgt; — den Menschen verfolgt, der nicht Einen seiner Brüder mit Vorsatz je gekränkt hat, der, bey tausendfältigen Schwachheiten und Fehlern, gewiß ein liebe- und friedenvolles Herz in seinem Busen trägt, der Ihnen nie hinderlich in Ihren Entwürfen war, dessen Weg ja ganz im stillen,

 einsa-

Bayerische Staatsbibliothek München

einsamen Thale fortgeht, ohne irgend jemandes Straaße zu durchschneiden! — so bin ich doch der Mann nicht, welcher sich rächen, und Sie öffentlich preis geben könnte. Auch würde mir das nicht gelingen. Was eigentlich Spott und Hohn heißt, dazu ist mein Witz so wenig abgerichtet, daß ich gern gegen jeden, der mich auf diese Art herausforderte, die Segel streichen würde.

Ich überlasse der Zeit und dem Schicksale, welches früh oder spät (das ist heilig gewiß!) jeden Bösewicht entlarvt, und jedem Redlichen Gerechtigkeit verschafft, Ihnen den Lohn Ihrer Handlungen zu geben. Mein Glück ist in meinem Herzen. In häuslichem Frieden lebe ich still, ruhig, heiter, arbeite an mir selbst, um klüger und besser zu werden, und geniesse das Glück der Freundschaft und Achtung derer, die mich nicht miskennen, und mich, mit allen meinen Schwachheiten, ertragen.

Die Arbeit, dieses Buch zu schreiben, soll mir meine Erholungsstunden versüßen, und

diese würde ich sehr schlecht angewendet glauben, wenn ich sie mit Verfertigung elender Pasquillen verschwendete. Einige Blicke auf meine vergangene Tage zurück, in welchen ich vieles erlebt, vieles gesehen, viel gelitten habe, manches durch die Bosheit Anderer, manches durch eigene Unvorsichtigkeit, werden mich zwar in den Stand setzen, Ihnen hie und da getreue Bilder von nicht ganz uninteressanten Scenen vor Augen zu legen, also werde ich nicht nöthig haben, Begebenheiten zu erdichten; aber wo ich es nöthig finde, werde ich doch, um sie unkenntlich zu machen, entweder mehrere zusammenschmelzen, oder den Schauplatz verrücken. Und so sollen auch die Schilderungen von Höfen und Personen nicht von einzelnen Originalen copiert, sondern bald hier bald dort ein Stück abgezeichnet werden, wie es sich gerade an die Stelle passen wird, denn, wie ich schon gesagt habe, obgleich ich von keinem Hofe noch Gönner abhänge; so beleidige ich doch nicht gern jemand. Es ist daher meine Schuld nicht,

wenn

wenn einer sein oder eines Andern Bild hier zu finden glaubt. Ich verachte vornehme und geringe Schurken, aber ich entsage allen Ansprüchen, auf den Plan sie zu bessern.

Wahre Begebenheiten also, welche ich theils selbst erlebt, theils in der Nähe oder von Weitem beobachtet habe, Character-Züge von verschiedenen Gattungen Menschen, und hie und da eigene Gedanken über allerley wichtige und unwichtige Dinge, sollen hier in einer Art von Verbindung erscheinen. Das Ganze kann man hernach etwa einen Roman nennen — oder wie Sie wollen! Wenn nur etwas darinn steht, das dem bessern Theile des Publicums gefällt, bey dessen Lesung ein guter Mensch sich eine heitere Stunde machen, und woraus irgend jemand, in seiner Lage, einen practischen Vortheil ziehen kann.

Inhalt des ersten Theils.

Erster Brief, von dem Freyherrn von Leidthal in Urfstädt an den Herrn Meyer, Hofmeister eines jungen Herrn von Hohenau, den er an Kindes Statt angenommen hat, in Göttingen. Misvergnügen über ihre Trennung. Anmerkungen über die verschiedenen Arten, wie die Menschen periodenweise diese Welt ansehen. Der Hauptmann von Weckel hat ihn besucht. Lob dieses muntern Mannes. Nachricht von Herrn und Madam Becker, die kürzlich in die Stadt gezogen sind, und die niemand kennt. Ueber die Neugierde in kleinen Städten. Er bittet Herrn Meyer um Mittheilung seiner Lebensgeschichte.

Zweyter Brief. Antwort des Herrn Meyer. Nachricht von ihrer zurückgelegten Reise und Einrichtung in Göttingen. Geschichte des unglücklichen Commerzienraths Müller, den sie unterwegens angetroffen und mit nach Göttingen genommen haben. Ueber die Art, wie vornehme Leute reisen. Sie wollen, weil die Collegia noch nicht angehen, nach Cassell, woselbst Müller Dienste sucht.

Dritter Brief, von dem jungen Hohenau an Leidthal. Beschreibung von Cassell. Lob der Stadt, der Gegenden und des Fürsten. Ueber die Lage von Münden. Ueber falsche Zierathe und verdorbenen Geschmack.

Vierter Brief, von Meyer. Ueber den ausländischen Ton in Deutschland. Ueber Religions-Gespräche. Er empfiehlt den armen Müller zu Leidthals Hülfe. Verspricht seine Lebensbeschreibung.

Fünfter Brief, von Hohenaus Bedienten Christoph Birnbaum an die Haushälterinn Anna Sievers in Urfstädt. Beschreibung von Cassell und Göttingen. Versicherungen treuer Liebe und Beständigkeit. Hohenau hat Bekanntschaft mit dem jungen Herrn von Hundefeld gemacht, dessen Bedienter Haber heißt.

Sechster Brief, von Leidthal. Ueber Vorsichtigkeit an fremden Oertern. Ueber den Handel in Münden. Ueber Fürsten-Charactere und Erziehung. Ueber den Styl unsres Jahrhunderts. Ueber Müllers Character. Er will ihn zu sich nehmen. Von der Wohlthätigkett. Er verspricht

spricht auch seine Lebensgeschichte aufzusetzen. Ueber das Studieren auf Universitäten. Von der Freymaurerey etwas.

Siebenter Brief, von Madam Müller, gebohrne von Blüm, an ihren Mann. Nachricht von ihren Kindern. Sophie, welche Madam Bovis Kinder erzieht, hat einen Brief verlohren, der vermuthlich ein an sie gerichteter Liebesbrief ist. Fritz wird ein guter Kaufmann. Ludwig scheint zu Ausschweifungen geneigt, lernt aber fleißig. Die beyden jüngsten sind gesund. Klagen über ihre Situation.

Achter Brief. Liebesbrief des jungen von Hörde an Sophien, aus Hamburg.

Neunter Brief. Müllers Antwort an seine Frau. Trost. Nachricht von Leidthals Anerbiethen. Er ist im Begriff, hinzureisen.

Zehnter Brief, von Müller an den Banquier von der Hörde. Nachricht von dem geheimen Verständnisse ihrer Kinder. Er überläßt das Uebrige seinem Wohlgefallen.

Eilfter Brief, von Meyer an Leidthal. Müller nimt den Brief mit. Die Geschichte seines Lebens, bis zu dem Zeitpunct, als ihn Leidthal zu sich nahm. Einige kleine Umstände von Göttingen. Sie wollen Weinachten zu Hundefelds Vater auf das Land.

Zwölfter Brief, von Weckel an Hohenau. Muntre Beschreibung von kleinen Höfen, die nicht genannt sind, und welche Weckel bey seinem letzten Urlaub gesehen hat. Er wird bald an den Rhein hinauf reisen, und alsdann über Göttingen gehen.

Dreyzehnter Brief. Von der Hörde antwortet Müllern in stolzem Tone, und ohne Gefühl.

Vierzehnter Brief, von der zärtlichen Jungfer Anna Sievers an ihren Geliebten. Enthält auch einige Annecdoten aus der Nachbarschaft und von Herrn und Madam Becker.

Funfzehnter Brief, von Hohenau an Weckel. Ueber göttingische Bekanntschaften. Studenten-Characters. Er reiset in wenig Tagen auf Hundefelds

defelds Gut, der auch eine hübsche Schwester haben soll.

Sechzehnter Brief. Leidthal meldet Müllers Ankunft, und dankt Meyern für seine Lebensgeschichte, erzählt dafür einen Theil seines Lebens, und verspricht die Fortsetzung. Diesen Brief überbringt Weckel.

Siebenzehnter Brief. Hohenau ist durch Weckels Anwesenheit abgehalten worden, eher zu schreiben. Erzählung von seinem Aufenthalte bey Hundefelds Verwandten. Gemälde von Landjunkern. Weckel ist itzt nach Hanau, und kömmt erst im Aprill wieder.

Achtzehnter Brief. Müllers Nachricht an seine Frau, von seiner Ankunft, Aufnahme und Zufriedenheit in Urfstädt. Etwas von Sophiens Liebe.

Neunzehnter Brief, von Weckel an Hohenau. Beschreibung von Hanau, Darmstadt, Manheim, Carlsruhe, Straßburg, Lüneville und Nancy.

Zwanzigster Brief, von Leidthal. Fortsetzung seiner Lebensbeschreibung.

Ein und zwanzigster Brief, von Madam Müller an ihren Mann, in großer Bestürzung. Nachricht von Sophiens Flucht.

Zwey und zwanzigster Brief, von Meyer an Leidthal. Sie wollen Ostern aufs Eichsfeld. Geschichte eines gefangenen Mönchs. Es scheint, als wenn Hohenau verliebt ist, weil er Ritterstreiche machen will. Vermuthlich ist Hundefelds Schwester der Gegenstand. Ueber Freymaurerey.

Drey und zwanzigster Brief, von Leidthal an Meyer. Geschichte von Hohenaus Vater. Vielleicht ist der derselbe gefangene Mönch.

Erster Brief.

An den Herrn Meyer, Hofmeister des Herrn von Hohenau, in Göttingen.

Urfstädt den 2ten October 1769.

Mein lieber Freund!

Glauben Sie mir auf mein Wort, daß es meiner Philosophie herzlich schwer wird, mir unsre Trennung als ein nothwendiges Uebel vorzustellen. Ihr angenehmer, freundschaftlicher Umgang war meinem Herzen so theuer geworden, ich war so sehr daran gewöhnt, jeden Gedanken, jede Empfindung meiner

Seele, mit Ihnen zu theilen, endlich hatte ich mir auch die Sorge für die Bildung meines Pflegesohns zu einem so süßen Geschäfte gemacht, daß ich es Ihnen gern bekenne, wie hart es mir vorkömmt, auf einmal mich aller dieser Glückseligkeiten beraubt zu sehen.

Aber es hat so seyn müssen. Das ist eine von den leidigen Tröstungen, die auf jede unangenehme Begebenheit in diesem Leben passen, und im Grunde doch keiner einzigen die Bitterkeit benehmen! Da sitze ich nun hier einsam auf dem Lande, nicht ohne Geschäfte, das ist wahr (denn wenn mich diese nicht gefesselt hätten, Sie und mein Carl hätten gewiß nicht allein reisen sollen), aber doch voll zärtlicher Sehnsucht nach Ihnen beyden, und voll Besorgniß, wie es Ihnen in der neuen Welt, in welche Sie Ihren Zögling führen, gehen mögte.

Das weiß Gott, daß ich nicht einen Augenblick darüber unruhig bin, ob er in Ihren

Händen

Händen gut aufgehoben seyn mögte. Den Mann, dem ich meinen Carl anvertrauet habe, kenne ich zu gut, um nicht die feste Zuversicht zu haben, daß er, wie ein Vater für sein Glück sorgen, und ihn zu allem Guten leiten wird. Aber auch ohne Betracht auf das, was ich durch Ihre Abwesenheit leide, drängen sich viel ernsthafte Vorstellungen, über den ersten Schritt, den mein Pflegesohn in die größere Welt thut, in meine Seele.

Mich dünkt, es giebt drey wichtige Hauptperioden im Leben, durch welche der wohlerzogene, feine, denkende und fühlende Mann wandert, und nach welchen sich das Interesse bestimmt, welches er an demjenigen, was ihm in diesem Leben begegnet, und an den Menschen, mit denen er in Verbindung kömmt, nehmen muß. Oder, um deutlicher zu reden, fast jeder Sterblicher, dem Madam Fortuna nicht schon in der Wiege einen falschen Streich spielt (denn wenn das ist; so fällt freylich die erste Periode beynahe ganz weg), fast

jeder Sterblicher, sage ich, sieht nach und nach alles, was ihn in dieser Welt umgiebt, aus drey verschiedenen Gesichtspuncten an.

Als ein blühender Jüngling tritt er in die Welt. Gesundheit, Vorzüge der Gestalt, die durch Jugend erhöhet werden, ein frohes weiches Herz, gute Laune, Befreyung von Nahrungs- und andern häuslichen Sorgen, Geschmack an schönen Künsten, unverdorbenes Gefühl für die Schätze der Natur, Neuheit aller Gegenstände, die sich seinen Augen darstellen; von der andern Seite aber, Unwichtigkeit seiner Person, welche alsdann selten irgend einem ernsthaften Herrn im Wege steht, Nachsicht weiser Leute gegen seine jugendliche Schwachheiten, der Antheil, den das schöne Geschlecht an ihm nimt, seine Gefälligkeit gegen jedermann, und sein Mangel an Beobachtungsgeist, der ihn verhindert, die Verderbnisse wahrzunehmen; das alles, oder ein großer Theil dieser herrlichen Dinge, spricht für ihn, und schwellt sein unerfahrnes

Herz auf. Alles lächelt ihn an. Die Welt ist so schön; Er findet so viel gute Menschen, welche ihm Liebe und Freundschaft beweisen; Er kann nicht begreifen, wie mürrische Graukˮöpfe so klagen können. — Schade, daß diese Bezauberung nicht ewig dauert!

Aber er wird älter, kömmt bald in allerley große und kleine Verbindungen; Hier vertrauet er sich unwürdigen Freunden, und wird oft und mannigfaltig betrogen, dort untergräbt unglückliche Liebe die Ruhe seiner Seele; Oder er ist in andre üble Hände gerathen, der Misbrauch seiner körperlichen Kräfte, seiner Freyheit und seiner Thätigkeit, hat seine Gesundheit geschwächt, und ihn welk gemacht. Dies erweckt böse Launen; nun trägt er nicht mehr so viel zu den Annehmlichkeiten des Umgangs bey; Oder er hat übel mit seinem Vermögen gewirthschaftet, Nahrungssorgen drücken ihn, seine Kinder machen ihm Verdruß; Oder er ist klüger, angesehener, reicher, als andre Menschen,

 und

und muß durch deren Neid viel leiden, wird verkannt, gedrückt, verfolgt; Oder er ist in irgend ein sclavisches Dienst-Joch gespannt, hat nicht Zeit noch Gelegenheit, sein Gemüth durch den Umgang mit den Musen zu erheitern; Oder er hat so viel Schönes gesehen, daß sein Geschmack ekel geworden ist; Er hat aller Orten Ideale von Vollkommenheit gesucht, und sie nirgends gefunden. — Die Empfindungen, welche durch solche Schicksale, deren jeder in der Welt lebende Mensch einige zu ertragen hat, erregt werden, machen ihn, mehr oder weniger, unzufrieden, feindselig, mistrauisch gegen alles, was ihn umgiebt, und das ist die zweyte Periode. Wohl dem, der nicht darinn stehen bleibt, der nicht mit Gift gegen das gute Menschengeschlecht, mit Wiederwillen gegen die schöne Welt, seine Laufbahn endigt!

Der gutgeartete Mensch kömmt aber von diesem Grolle bald zurück. So, wie er nach und nach kühler wird, kommen ihm die wie-

drigen

drigen Vorfälle, welche ihm aufstoßen, nicht mehr so entsetzlich vor. Er fühlt sogar, wenn gleich er es nicht immer bekennt, daß er sich das Ungemach mehrentheils selbst, durch Unvorsichtigkeit in seiner Aufführung, zugezogen hat. Die Menschen betrachtet er nun auch näher, und findet, daß ihre Handlungen von Leidenschaften regiert werden, die schwächer, eben so heftig, oder heftiger, als die seinigen sind; Er merkt, daß es dem Einen an Erziehung, dem Andern an Gesundheit, dem Dritten an zufälligen Gütern, dem Vierten an Gelegenheit fehlt, um edel zu handeln; daß dieser ein Schurke geworden ist, blos weil man ihn so lange gekniffen, gedrückt, betrogen, bis man ihn feindselig gemacht, und dahin gebracht hat, das Rauhe auswendig zu kehren. — Kurz! er fängt an, mit der ganzen Welt Frieden zu schliessen, faßt den Vorsatz, so viel Gutes zu thun, als er kann, auf keine Wunder zu rechnen, sondern alles von der Hand des Schicksals so anzunehmen, wie es die Reyhe der Begebenheiten

heiten mit sich bringt, und so die letzte Periode seines Lebens in Liebe und Ruhe zu beschließen.

Sie sehen also, mein lieber Freund! daß, nach meinen Grundsätzen, unsre Kunst darauf beruht, die erste Periode zu verlängern, und die zweyte abzukürzen, und das ist es, wornach wir Beyde itzt unsre Bemühungen einrichten müssen, um meinem Carl, bey seinem Eintritte in die Welt, den Weg, den er, wie jeder Andre, wandern muß, so sanft als möglich zu machen. Im übrigen müssen wir es dem Schicksale überlassen, die feinern Nüancen in seine Begebenheiten zu weben. Einen ganz gemeinen Gang wird er schwerlich gehen, denn seine Composition ist feiner, als mir oft lieb gewesen ist. Doch Sie, mein Freund! haben Gelegenheit und Klugheit genug, seiner Thätigkeit unvermerkt die Richtung zu geben, die sie haben soll, und die Gegenstände zu entfernen, welche wildes Feuer in ihm anfachen könnten. Auf Sie baue ich

fest,

fest, und wenn ich hier zu lange über Dinge geplaudert habe, die Ihnen nicht fremd sind; so ist das wahrlich nicht geschehen, Sie zu unterrichten, sondern weil mein Herz mich drängt, mit Ihnen zu reden, und dies Herz itzt von einem Gegenstande voll ist, der unsre ganze Aufmerksamkeit verdient.

Sie werden Sich wundern, wenn Sie schon so bald einen langen Brief von mir bekommen, ehe Sie mir einmal haben Ihre Ankunft melden können. Allein, übereilen Sie Sich deswegen doch nur nicht, mir eben so weitläuftig zu antworten. Ich weiß, wie unruhig die ersten Tage in einem neuen Wohnorte sind, und wenn ich nur höre daß Ihr Leutchens wohl seyd; so will ich gern noch ein bisgen Geduld haben.

Sie waren kaum gestern fort, als der Hauptmann von Weckel aus der Stadt zu mir kam. Er war mir willkommner als jemals, und hat mir mit seiner fröhligen Laune

ein paar trübe Stunden verjagt. Weckel hat mir auch erzählt, daß seit einigen Wochen ein unbekannter Mann mit einer hübschen Frau dorthin gezogen ist, der die Aufmerksamkeit des neugierigen Publicums sehr beschäftigt, weil er mit niemand umgeht, mit Gemächlichkeit lebt, hübsch gekleidet ist, zuweilen Briefe unter andrem Nahmen erhält — und kurz, weil man nicht weiß, wer er ist, und man in einer kleinen Stadt doch gern alles wissen mag.

Ich verdenke es jedem vernünftigen Manne, der die Einsamkeit sucht, wenn er sie in einem kleinen Städtgen zu finden glaubt. Je größer der Zirkel ist, in welchem man lebt, desto unbemerkter wird der Punct, welchen man darinn macht.

Es ist eine recht ärgerliche Sache, daß man in solchen Lumpen-Städtgens einem ruhigen Menschen nicht erlauben kann, in der Stille seinen Weg fortzuwandeln. Ich mußte

mußte mich einmal ein paar Monathe an einem Orte, gewisser Ursachen wegen, die eine große Epoke in der Historie meines Lebens machen, und die ich Ihnen gelegentlich erzählen will, unter fremden Nahmen, aufhalten. Meine Nachbarn konnten nicht ruhig schlafen, bis sie die ganze Stadt aufgewiegelt hatten, Nachforschungen über meine Person anzustellen. Endlich kam es an den Tag, daß ich ein gewisser böser Zeitungsschreiber sey, der eben damals, wegen seiner pöbelhaften Ausdrücke gegen einen mächtigen Fürsten, hatte flüchtig werden müssen. Es fehlte wenig, daß ich nicht wäre in große Verdrießlichkeiten gerathen. Das Einzige, was mich rettete, war, daß ich nicht einmal wußte, daß eine solche Zeitung in der Welt war, und daß man den Pasquillanten irgendwo erwischt hatte.

Ich frage nie jemand um seine Geschichte, liegt mir aber daran, zu wissen, was für ein Mann er ist; so beurtheile ich ihn nach seinen itzigen Handlungen. Einen Beweis davon

habe

habe ich Ihnen wohl gegeben, dem ich die Aufsicht über den jungen Hohenau aufgetragen habe, ohne daß ich einmal recht weiß, wo Sie gebohren sind, wer Ihr Vater war, und dergleichen. Allein, Sie müssen mir doch noch einst Ihre Geschichte erzählen. Es müssen Ihnen manche sonderbare Schicksale begegnet seyn, ehe ein so herzlich guter, menschenfreundlicher Mann aus Ihnen geworden ist.

Ob ich den dritten Bogen anfange? Nein! das will ich nicht, es mag damit genug seyn. Ich umarme Sie und meinen Carl in Gedanken, und bin ewig,

Ihr

treuer Freund,

Leidthal.

Zwey-

Zweyter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urfstädt.

Sie haben mir erlaubt, verehrungswürdigster Gönner! Ihnen ohne alle Titulaturen, so gerade weg aus dem Herzen zu schreiben; also fange ich diesen Brief auch um eine Hand breit näher am Rande des Papiers an, als ich es billig an einen Herrn von Ihrem Stande thun sollte. Zuerst eine kurze Nachricht von unserer Reise! Erfüllt von Traurigkeit über die Trennung von unserem lieben Wohlthäter, reiseten wir ein paar Posten, ohne beynahe ein Wort mit einander zu reden. Mein junger Ritter hätte gern laut geweint, aber er dachte, das sey nicht anständig. Er that also lieber, als wenn er schliefe, indeß seine Thränen heimlich aus den halb zugedrückten Augen rollten. Ich schlief nicht, aber ich weinte auch nicht.

Sie werden desfalls nicht glauben, mein gnädiger Herr! daß ich weniger gerührt war. Allein in dem Laufe meines Lebens habe ich schon so manche harte Trennung von Menschen, die ich innigst liebte und verehrte, überwinden müssen, daß itzt der Kummer nicht mehr so schnell und so heftig auf mein Nerven-System würkt. Nicht, daß ich unempfindlicher geworden wäre, aber ich habe gelernt mehr auf die Gütigkeit des Geschicks rechnen, welches mich immer wieder zu edlen Freunden zurückgeführt, oder mich andre hat finden lassen. Und diesmal ist ja nur von einer zeitigen Trennung die Rede, wenn ich anders durch Achtsamkeit auf meinen Zögling, durch Eifer und Treue, mir das Glück erwerbe, wieder zu Ihnen zurückkehren zu dürfen. Unterdessen hoffe ich hier schon ein paar gute Seelen zu finden, mit denen ich von meinem theuren Wohlthäter reden, und mir dadurch meine Entfernung von Ihnen erträglich machen kann. Man trifft noch aller Orten gefühlvolle redliche Menschen an, wenn

man

man sie nur ernstlich, und mit duldendem Geiste, sucht — Das ist wahr, solche findet man nicht oft wieder, die einen verlassenen Unbekannten, der keine andre Empfehlung als das ofne Gesicht eines ehrlichen Mannes hat, in ihr Haus aufnehmen, wie Sie es mir gethan haben — Doch, Sie legen mir ja immer Stillschweigen auf, wenn ich mein von Verbindlichkeiten schweres Herz gegen Sie ergießen will — Also zu unserer Reisebeschreibung zurück! Als wir zum zweytenmal die Pferde wechselten, stieg der Herr von Hohenau aus. Er hatte sich ein bisgen gefaßt, und ich schlug ihm vor, da doch die Wege nicht die besten sind, ein wenig zu Fuße zu gehen. Wir schlenderten also voraus, und ich sah mit Freuden, wie sich sein Gesicht nach und nach aufheiterte. Die herrliche Morgen-Sonne gab der wilden Gegend eine so sanfte Majestät, daß wir Gelegenheit hatten, mehr als einmal gegen die gefühllosen vornehmen Herrn zu eifern, die sich in einen zugeschlossenen Kasten werfen, Laufzettul an

alle Post-Aemter schicken, und so durch Thal, Flur und Wald hinrollen, die schönsten Gegenstände, welche die Natur dem empfindenden Beobachter dargestellt hat, zu beyden Seiten liegen lassen, und so lange vor der Langenweile fliehen, bis sie von derselben in einer großen Stadt eingeholt werden. So reisen die mehrsten Menschen! Man wundere sich daher gar nicht, wenn ein Mann, der auch sein ganzes Leben hindurch von einem Hofe zum andern kutschirt ist, dennoch wenig wahrhafte Seelenkenntniß hat. Die Leute, welche man in denen Circuln antrifft, sehen sich alle so ähnlich, haben alle so einen gleichen Conventions-Character angenommen, daß man sehr bewafnete Augen haben muß, um, durch diese Oberfläche hindurch, etwas von natürlichem Innhalte wahrzunehmen. Wenn ich zu wählen hätte; so mögte ich noch lieber ein Buch über das Menschengeschlecht von jemand, der dasselbe nur in seiner Studierstube beobachtet hat, als von einem solchen gereiseten Herrn geschrieben, lesen.

Wir hielten uns oft unterwegens auf, denn die Kutsche konnte uns doch in den schlechten Wegen nicht so geschwind folgen. Als wir nun nahe bey Burgstädt kamen, sahen wir im Walde einen hübschen wohlgekleideten Mann am Wege sitzen. Er schien in Gedanken versenkt. Sein Blick war auf einen kleinen Bach gerichtet, aber nicht, als wenn dessen sanftes Rieseln Ruhe und Heiterkeit in sein Herz wiegte, nein! er sah starr hinein, als wenn er gern gewollt hätte, daß seine kummervollen Tage so geschwind wie das Wasser fortrauschen mögten — Armer Mann! — Als wir ihm näher kamen, warf er nur einen flüchtigen Blick auf uns hin, nahm dann eine etwas gleichgültigere Miene an, und machte sich fertig, uns zu danken, wenn wir ihn etwa grüßen würden. Da wir aber bey ihn kamen, rief er mir sehr freundlich entgegen: „Irre ich mich nicht? Sind „Sie es, lieber Herr Meyer? Wie treffen „wir uns denn hier an?“ Kurz! es war der gute unglückliche Commerzienrath Müller, von

welchem ich Ihnen, mein gnädiger Herr! vielleicht schon einmal geredet habe, oder habe ich das nicht; so will ich Ihnen hier einen kurzen Auszug seiner Geschichte liefern.

Der Mann hatte von der Natur viel äussere Annehmlichkeiten, und von seinen Eltern eine gute feine Erziehung erhalten. Das sind ein Paar schöne Vorzüge, aber sie können einen jungen thätigen Mann auch in manche verwirrte Lage bringen, und so gieng es dem armen Müller. Seine Glücksumstände waren nicht die besten, desfalls mußte er seine Talente und Kenntnisse den Diensten andrer Menschen widmen, weil er aber frey, thätig und edel erzogen worden war; so war die Abhängigkeit von schlechteren Leuten oft ein harter Punct für ihn. Er wurde Secretair, Hofmeister, und dann wieder Secretair — aber es wollte nirgends recht glücken. Die Liebe spielte ihm auch böse Streiche, und so hatte er denn mannigfaltige Schicksale, welche mehrentheils die Bosheit, der Neid, und die dumme Ernsthaftigkeit, allein auf seine eigene

Schul-

Schultern zurückwälzte. „Daran ist der „Mann selbst Schuld," hieß es immer; „warum handelt er nicht so, wie andre „Leute?" — Großer Gott! als wenn alles in dieselbe Form paßte! Dank, ewiger Dank, der weisen Gottheit, die eine so herrliche Verschiedenheit in die Temperamente der Menschenkinder gewebt hat! Was für ein ödes, kaltes Wesen würde in den menschlichen Dingen herrschen, wenn wir Alle so sehr auf Einen Ton gestimmt wären, daß das Ganze nur wie eine Drehorgel, in Ewigkeit fort, nach derselben Weise abgespielt würde! Bruderliebe, Toleranz! man declamirt so viel über euch, aber wie selten werdet Ihr wahrhaftig ausgeübt! Ja, wenn immer Kopf und Herz zugleich an einem Bändgen zu leiten wären; so wäre das Ding herrlich. Wie gern würde mancher ganz anders, ganz gemein weg handeln! Er würde gewiß ruhiger seyn; Aber er kann nicht. Dort reißt ihn eine unbändige Leidenschaft fort, hier zupft ihn eine andre. Und ist er denn mitten im Laufe, auf einmal

wirft ihm ein gelassener, weiser Schurke, mit wohlüberlegtem Vorsatze, einen großen Stein in den Weg. Nehmt es ihm nun übel, wenn er in der Angst, um diesem auszuweichen, zur Seite irgend einem schleichenden Fußgänger auf die Schulter springt! —

Nicht wahr, mein gütiger Wohlthäter! ich schreibe, wie ein Buch? — Zürnen Sie nur nicht! Wir wollen gleich zu unserm guten Müller zurück. Nach langem Umherschweifen fand er endlich in Amsterdam eine hübsche reiche Witwe, welcher er, sie ihm gefiel. Er heyrathete sie, und die ersten Jahre flogen in Wonne und Lustbarkeit dahin. Madam liebte die großen Gesellschaften, Monsieur die schönen Künste. Ein Capitälchen nach dem andern gieng den Weg durch die Finger der Spieler und Modehändler, oder wurde zu Gastereyen, Bällen, Concerten, verschwendet. Als man nun sah, daß dies die Aussichten für fünf Kinder, welche nach und nach ankamen, sehr trübe machte, wollte Herr Müller, der sich indessen von irgend

einem der unzähligen deutschen Monarchen einen Commerzienraths-Titel gekauft hatte, mit dem Reste des Vermögens noch wuchern. Er trat mit Kaufleuten in Verbindung, verstand aber die kleinen Vortheile des Handels nicht, und wurde betrogen. Seine Frau hatte auch nicht gelernt sich in die Umstände schicken. An Reichthum gewöhnt, sorgenlos, ohne Kinder, hatte sie nie geglaubt, den Mangel kennen zu lernen, den sie nun in einem Circul von drey Knaben und zwey Töchtern von allen Seiten drohen sah. Sie konnte sich durchaus nicht herabstimmen, machte ihrem armen Manne Vorwürfe, der selbst am mehrsten litt, und alle häusliche Glückseligkeit floh. Seine angelegten Capitale giengen durch muthwillige oder zufällige Bankerotte verlohren. Es wurden Schulden gemacht — Endlich entwich jeder Schatten von Freude und Ruhe; Hofnung, Glück, Ruf, Ehre, alles gieng fort. Er mußte des Nachts aus Amsterdam, mit einer sehr kleinen Summe entweichen, woselbst er in den

Händen seiner Familie nichts, als das unsicherste Capital, ich meine die Ansprüche auf die Wohlthätigkeit guter Freunde, zurücklassen konnte, und also reisete er weg, um in Deutschland sich und den Seinigen irgend eine Aussicht zu eröfnen.

Hier zog er dann von einem Hofe zum andern, fand jede zwey drey Meilen einen unumschränkten Herrn, dem er irgend ein nützliches Project vorlegte, wollte bald das Cameralwesen auf andern Fuß setzen, bald Schulen verbessern, und dergleichen mehr. Weil er aber ein redlicher Mann ist; so war in seinen Planen gewöhnlich das öffentliche Beste obenan gesetzt, womit denn einigen von den unumschränkten Potentaten wenig gedient war. Sie wollten ihre Privateinkünfte vermehrt haben, um ihre Leidenschaften mehr befriedigen, ihrem übertriebenen Hange zur Pracht und Wollust bequemer genugthun zu können. Ein Mann, der blos Misbräuche abschaffen wollte, war ihnen gar nichts werth, und denen geheimen Räthen ein gefährlicher

Aufseher. Ihro Excellenzen lobten indessen seine Einsichten, samleten aus seinen Aufsätzen die besten Kenntnisse, um sie in ihren Vorrathscammern einige Zeit zu beherbergen, und dann als eigenes Fabrik-Gut zu verkaufen. „Sie bedauerten, daß itzt der Etat „mit Leuten übersetzt sey; Vor der Hand „könne man ihm also nichts versprechen. „Es sey ihre Art nicht, mehr Hofnung zu „machen, als sie erfüllen könnten; Das Pu„blicum glaube wohl, daß sie viel bey dem „Herrn auszurichten vermögten, aber der „Fürst sey seit einiger Zeit so gesinnt, daß „er niemand mehr um Rath fragte, sonst „könne er fest auf ihre Freundschaft rechnen, „und wenn sich in der Folge eine Gelegen„heit zeigte; so wolle man ihm gewiß sogleich „einen Wink geben. Doch dies alles sey im „Vertrauen gesprochen." Uebrigens gab man ihm Empfehlungs-Briefe an einen benachbarten Hof mit, schrieb aber einen Posttag voraus, um den dortigen Minister zu warnen, auf seiner Hut zu seyn. An einem

andern

andern Hofe dachte er gewiß durchzudringen, wenn er ein Lotto daselbst zu etabliren sich erböthe. Dort waren aber zwey Favoriten, die sich beständig entgegen arbeiteten. Er wendete sich an beyde, und richtete daher nichts aus.

Unterdessen schmolz sein kleiner Geld-Vorrath, die Familie wurde von Kummer niedergedrückt, und wenn hin und wieder, indem eine neue Unterhandlung im Werke war, ein schwacher Hofnungs-Strahl sie erheiterte; so war das nur um nachher, wenn auch dies mislung, sie desto tiefer zu beugen.

In diesem traurigen Zustande ist mein Freund noch immer, und itzt war er im Begriff, zu Fuß nach Cassell zu gehen, und dort sein Glück zu versuchen.

Sein Character hat nun, durch diese vielfältigen Zwängungen, eine große Biegsamkeit erhalten. Jahre und Schicksale haben seine Lebhaftigkeit sehr herabgestimmt. An der Unsicherheit seiner Plane gewöhnt, hat

er

er gelernt, nicht mehr von jeder fehlgeschlagenen Hofnung gänzlich zu Boden geworfen zu werden, und die natürliche Thätigkeit, die ihn, in minder unglücklichen Umständen, oft zu gefährlichen Schritten verleitete, giebt ihm jetzt eine unüberwindliche Beständigkeit, kein Mittel unversucht, sich durch keine Schwierigkeiten hindern zu lassen, alles in Bewegung zu setzen, um sich eine Aussicht zu eröfnen, sich und den Seinigen ein Stückgen Brod zu erringen. Er ist so nachgebend geworden, daß er stundenlang das leere Gewäsche eines hirnlosen Hofmanns, die wichtige Miene eines Mäcenaten, die Selbstgenügsamkeit eines gereiseten Herrn, vornehmen und reichen Unsinn, Minister-Blicke, Kenner-Sprüche, Fürsten-Plattitüden, und alle Arten von Persiflage anhören kann, ohne sich zu rühren — Wo man nicht bessern könnte, meint er, da müsse man schweigen und dulden, besonders wenn man durch ein freyes Wort sein und seiner Familie Glück tödtete — Dabey hat er bemerkt, daß man nie

nie in dieser Welt klagen darf, wenn man Freunde haben will, und daß uns jeder flieht, sobald er Kummer auf unserer Stirne liest; der eine Theil der Menschen aus Verzärtlung und Schwäche, um sich gegen die beunruhigenden Eindrücke des sanften Mitleidens zu wafnen, der andere aus Geld- und Menschlichkeits-Geiz, um nicht zu Hülfe gerufen zu werden. Deswegen weiß er stets den Jammer seines Herzens hinter einer heiteren Miene zu verstecken, und hört nicht auf, ein angenehmer Gesellschafter zu seyn — Wie manche Thräne mag indessen sein einsames Lager benetzen! — Er reiset, wie er sagt, nur deswegen zu Fuße, weil ihm das mehr Vergnügen macht, und wir hatten in der That Mühe ihn zu bewegen, einen Platz in unsrem Wagen anzunehmen.

Mit ihm sind wir nun hier in Göttingen angekommen, wo ich nebst dem Herrn von Hohenau gleich eine gute Wohnung fand, in welcher wir uns auch, wie das bey Studen-

ten-Haushaltungen nicht schwer fällt, in wenig Stunden eingerichtet haben.

Diesen Brief schrieb ich stückweise unterwegens, deswegen ist er so verwirrt und unordentlich gerathen.

Göttingen den 5ten October.

Nun haben wir einige Besuche abgestattet, und alles in Ordnung gebracht, was dazu gehört, gelehrte Leute zu werden. Indessen gehen die Collegia noch in vierzehn Tagen nicht an. Werden Sie es uns verzeyhen, mein theuerster Herr! daß wir uns daher geschwind entschlossen haben, den Herrn Müller nach Cassell zu begleiten?

Weil wir doch hier nichts versäumen, und ich aus viel Ursachen nicht eben wünschte, daß der Herr von Hohenau, ehe er in Thätigkeit kommt, viel Bekanntschaften von andren jungen Leuten machte; so habe ich dies für den bequemsten Zeitpunct gehalten ihm, Ihrem Befehl gemäß, eine der schönsten Städte von Deutschland zu zeigen.

Nachmittags 4 Uhr. Eben bekomme ich Ihren gnädigen Brief. O, mein bester Wohlthäter! wie innig hat mich dies neue Zeichen Ihrer Güte erfreuet! — Allein itzt antworte ich nicht darauf. Ich will das Paquet schliessen; Die Einlage * ist von dem lieben Pflege-Sohne.

Morgen reisen wir fort, und von Cassell aus werde ich die Ehre haben, meinem gnädigen Herrn die Versicherungen der treuesten Ehrerbiethung zu wiederholen, mit welcher ich stets seyn werde,

Ihr

unterthäniger Diener,

Meyer.

Dritter

* Diese und noch ein paar Briefe, die Herr Meyer schrieb, sind weggeblieben, so wie man überhaupt eine große Anzahl unbedeutender Briefe zurückgenommen hat.

Dritter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urfstädt.

Cassell den 10ten October 1769.

Theuerster, bester Pflegevater!

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen aus einer Stadt, ach! aus einer Stadt, die so schön ist, daß ich wohl schwerlich viel lernen würde, wenn ich, statt in Göttingen zu studieren, unter der Menge von Zerstreuungen, hier arbeiten sollte. Alles athmet nur Freude hier. Herrliche Gebäude, Pällåste, bezaubernde Gärten, Musik, Malerey, Schauspielkunst, das alles scheint hier zu Hause zu seyn. Und Soldaten, die wie Kinder Einer schönen Familie aussehen, und deren äusseres Ansehn das Gepräge von Wohlstand, Zucht und Fröhligkeit hat —

Lachen Sie nicht, theuerster Vater! weil ich armer Junge, der noch wenig gesehen hat, alles hier so schön finde! Aber ich denke doch auch, Cassell hat würklich viel aufzuweisen, welches man in wenig Städten Deutschlands vereinigt antrift.

Wir haben, so viel es die Zeit verstattete, alles Merkwürdige gesehen, aber man wird gar nicht fertig damit.

Den sechsten früh reiseten wir aus Göttingen, und hielten uns, auf des Herrn Müllers Anrathen, in Münden ein paar Stunden auf, weil in der That dieses Städtgen eine so allerliebste romantische Lage hat, daß ich mich wundern muß, warum so wenig freye Menschen aus Liebhaberey dahin ziehen. Da, wo sich die Fulda und Werra vereinigen, der kleine Hafen voll Fahrzeuge; einzelne Gartenhäuser, die hie und da zerstreuet liegen; und dann zu beyden Seiten die majestätischen Berge und Wälder; die

große

große Straße, welche mitten durch die Stadt läuft; Diese würklich großen Gegenstände müssen nothwendig auf ein malerisches Auge (ich sollte wohl sagen auf ein romantisches Herz, welches Sie mir zuweilen Schuld geben) würken. Allein es scheint nicht, als wenn die Einwohner sich hierum bekümmern. Man wird aber gewöhnlich undankbar gegen eine schöne Gegend, wenn man sie täglich sieht, obgleich ich das nicht loben kann, doch mag davon unser beständiger Hang nach Neuheit der Grund seyn. Kurz! ich mögte in Münden wohnen — Aber noch nicht, sondern erst dann, wenn mich einst, wie Sie mir das immer vorher prophezeyet haben, einmal ein unruhiges leidendes Herz aus der großen Welt heraustreiben wird, zur Abkühlung, zur Versöhnung mit der wohlthätigen Natur — Doch mögte es wohl noch etwas Weile bis dahin haben —

Etwas weniger lebhaft als gewöhnlich fanden wir Cassell, weil der Hof, eine kleine

Stunde von da, auf dem Lustschlosse Weissenstein war. Als wir hörten, daß dort Commödie seyn würde; so fuhren wir gleich hin. Wir kamen noch zu rechter Zeit an, um ein französisches Lustspiel und eine Operette zu sehen. Beydes wurde, so viel ich davon verstehe, gut gegeben. In den Messen und zur Zeit des Carnavals hat man auch in Cassell große italienische und französische Oper, große heroische und andre Ballets, Mascaraden — mit einem Worte alles, was nur Vergnügen erwecken kann.

Wir blieben die Nacht in dem Gasthofe auf dem Weissenstein, und erstiegen dann früh Morgens den prächtigen Carlsberg, ein Werk, welches, in dem größten Styl gebauet, das Ansehen hat, als wenn Riesen diese künstlich aufeinander gekitteten Felsenstücke aufgethürmt hätten. Es war ein Schweizer mit uns in Gesellschaft, der, um etwas zu sagen, das schweizerisch klingen sollte, ausrief: „Mein Gott! wozu nützt das alles?

„Es

„Es ist doch nur eine Wasserkunst zum Ver-
„gnügen, und kostet so ungeheure Summen.
„Wahrlich! die unten gelegenen schmutzigen
„Bauerhütten sind mir zehnmal lieber."
Das Ding kann etwas Wahres enthalten, aber nach dieser Lehre wäre ein Nachttopf viel besser als ein Punschnapf. Und wie viel Menschen haben nicht bey dieser herculischen Arbeit ihren Unterhalt gefunden!

Doch was bedarf ich Ihnen zu beschreiben, was Sie schon oft ehemals gesehen haben? Alle Anlagen des Landgrafen Carls scheinen mir groß und edel, aber sie sind noch nicht vollendet. Da indessen der jetzige Herr Geschmack und Kenntnisse hat, und mit Nutzen gereiset ist; so darf man hoffen, daß bey der weiteren Ausführung dieser Plane nichts Spielendes, Unwürdiges oder Kleinliches mit unterlaufen wird, welches sonst das Gefühl dieser Dinge schwächen könnte.

Der Landgraf ist von seinen Unterthanen geliebt. Bey allen äusserlichen Vorzügen, Kenntnissen aller Art, Geschmack an schönen Künsten und feinem Witze, der jede Seite eines Dinges schnell und richtig zu fassen weiß, besitzt er ein gefühlvolles Herz. Er läßt auch den ärgsten Verbrecher keine harte, und überhaupt selten jemand irgend eine Todesart leiden. Er verzeyhet gern, wenn er beleidigt ist, und rächt sich nicht. Er hat eine Seele für die Freundschaft, und läßt sich von seinen Freunden leiten. Er liebt den Soldaten-Stand, aber weit entfernt, die kleinen Details desselben als eine hauptsächliche, eines Fürsten würdige Beschäftigung anzusehen, ist er nur in sofern Soldat, als er es dem Genie seines Landes angemessen findet, und hat die Wissenschaften vollkommen inne, welche zum Großen des Dienstes gehören. Das ist das Urtheil, welches uns jemand, der sehr unpartheyisch ist, und doch den Landgrafen gewiß kennt, von ihm fällte. Viel Menschen werden wohl anders von ihm

urthei-

urtheilen, denn wenn ein großer Herr nicht jeden befriedigen kann; so giebt mancher Unzufriedener die unächtesten Farben zu seinem Gemälde her, und also mag wohl nichts unsicherer als der Ruf eines Fürsten seyn, so daß man nur gar zu oft, wenn man den Mann in der Nähe beobachtet, sein Urtheil wird zurücknehmen müssen. Schwachheiten mag er vermuthlich auch haben, weil er ein Mensch ist. Wie könnte sich aber Hessen je einen besseren Herrn wünschen, wenn er alle diese guten Eigenschaften besitzt?

Es wird beständig in Cassell viel gebauet, um die Stadt zu verschönern, und bey dem allen ist doch das Schloß nichts weniger als hübsch. Man muß sogar eine kleine Windeltreppe hinaufkriechen, um in die Zimmer des Fürsten zu kommen, welches, im Vorbeygehen zu sagen, bey Hofe eine gefährliche Sache ist. Denn da man schon behauptet, daß die Wände der Vorzimmer Ohren haben, wie vorsichtig muß da nicht ein Hofmann mit

seinen Intriguen zu Werke gehen, wenn auch die Treppen wie ein Ohr gebauet sind, wo man ganz unten hören kann, was unter dem Dache leise gesprochen wird? Uebrigens macht es dem Fürsten, denke ich, Ehre, daß er früher an Verschönerung der Stadt, zum Vergnügen andrer Menschen, als an sein eignes Haus gedacht hat.

Hier in Cassell ist alles nach französischem Schnitte. Die Hälfte der Einwohner ist auch wohl von dieser Nation, und der Ton in allen Gesellschaften und am Hofe also gestimmt.

Der Hof ist glänzend und zahlreich, und wer daran dient, wird gut, und Mancher sehr reichlich bezahlt.

Das Orangerie-Schloß und der große Park sind ein herrliches Werk; doppelt schön, weil man immer Menschen, zu Fuße, zu Pferde, und in Kutschen daselbst sieht. Denn

was ist ein Garten, der nicht jedem offen steht, und kann wohl ein angenehmerer Anblick für einen Menschen seyn, als der Anblick von Menschen?

Wilhelmsthal, ein Lustschloß nicht weit von hier, welches des jetzigen Landgrafen Herr Vater gebauet hat, so prächtig und artig es auch gebauet und verziert ist, gefällt mir, seiner Lage nach, und überhaupt gar nicht.

Hier haben wir aber ferner Bibliothek, Cabinet, Bildergallerie und so viel Dinge gesehen, daß ich lange darüber reden könnte, wenn ich Ihnen eine Reisebeschreibung liefern wollte, und wenn Sie nicht, mein theuerster Pflegevater! in Ihrem Leben so viel Schönes gesehen hätten, daß Ihnen dergleichen gar nicht fremd seyn kann.

Weil Sie mir erlaubt haben, über alles, was ich sehen würde, mein Jünglings-Ur-

theil geradezu zu fällen; so muß ich noch etwas von den inwendigen Verzierungen des Schlosses sagen. Es hat mich nemlich gefreuet, wahrzunehmen, daß in allen Meubles desselben ein edler, einfacher Geschmack herrscht. Dabey fiel mir denn ein, daß ich mich immer ärgere, wenn ich sehe, daß wir in unserm Zeitalter so viel Verzierungen haben, die gar nichts bedeuten. Ist nicht schon alles, was den Nahmen Cartouschen führt, ein Unding? Indem ich nun dies schreibe, sehe ich im Zimmer dieses Gasthofs umher. Da finde ich denn eine papierne Tapete, wo Ranken von Blumen, die nie in der Natur gewesen sind, sich mit einem Streife von Gitterwerke durchkreutzen, zwischendurch in den viereckten Feldern aber ist immer ein Stück von einem verfallenen Gebäude, ruhend auf einer Muschel, und ein Papagey, der eben so groß als das Gebäude ist. Nun spotte man einmal über chinesische Malereyen! Die Stühle stehen, ohne allen Nutzen, auf krummen Beinen, welches eine

Idee

Idee von Krüppeley giebt. Auf dem Tische liegt ein hessischer Addreß=Calender, an welchem der Rücken des französischen Bandes auch eine Menge vergoldeter, nichts vorstellender Schnörkel enthält.

Es ist wahr, daß man anfängt die gothischen Verzierungen abzuschaffen, aber man trift, dünkt mich, noch immer nicht den geraden Weg der Natur und Schönheit. Daß man, zum Beyspiel, etwas, das den Kopf eines großen Nagels vorstellen soll, mit einer Rose verziert, lasse ich gelten, daß man aber hin und wieder Widderköpfe, die man in den Metopen der dorischen Friese an den alten Tempeln und an Opfergefäßen und Sarcophagen sehr schicklich angebracht gefunden hat, jetzt an Consol=Tischen und Theemaschinen schnitzt, das ist lächerlich und ekelhaft. Unterdessen scheint mir diese Sache nicht so unwichtig zu seyn, als man sie gewöhnlich ansieht, und ich bin überzeugt, daß jemand, der von Jugend auf nichts als rich-

tige,

tige, bedeutende, zweckmäßige, wahrhafte Gegenstände um sich her sieht, auch richtiger, treffender und genauer denken lernt.

Unsre Kleidertracht ist, leider! auch eins von den traurigen Stücken, die unsre Barbarey auf die Nachwelt verewigen werden. Wie sehr könnte man sich aber irren, wenn man in einigen Jahrhunderten, nach unsren Münzen und Kunstwerken unsre Kleidungen beurtheilen wollte! Ein fleissiger Conrector mögte alsdann über eine braunschweigische Pistolette ein schönes Werk von den Panzern des achtzehnten Jahrhunderts schreiben. Das Gemälde eines geharnischten Landjunkers und eines Gelehrten, der einen Mantel, den er nie trägt, um seinen Bauch geschlagen hat; des Landgrafen Carls Bildsäule, welche die französischen Colonisten demselben haben errichten lassen, und an welcher über ein griechisches Gewand her der dänische Elephanten-Orden hängt; das alles beleidigt Augen, welche den Sinn für Wahrheit und ächte Natur haben.

Herr

Herr Meyer will seinen Brief hinter den meinigen schreiben, also muß ich ihm wohl Platz lassen, so gern ich auch noch ein Stündgen lang meine Weisheit ausplauderte. Indessen küßt Ihnen, bester Vater! in Gedanken ehrerbiethig die Hände

Ihr

gehorsamster Pflegesohn,

Carl von Hohenau.

Vierter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urfstädt.

Cassell den 11ten October 1769.

Ich erstaune, verehrungswürdigster Gönner! über des Herrn von Hohenau allgewaltige Beredsamkeit, wünschte aber herzlich, er hätte seine Abhandlung etwas mehr in die Kürze gezogen, damit ich nicht hier so klein, wie ein Magister, schreiben müßte, um nicht noch einen Bogen anzulegen.

Im Grunde gefällt mir indessen, was er gesagt hat, recht gut, obgleich ich dem jungen Herrn das nicht merken lassen darf, denn wozu wäre ich denn sein Hofmeister, wenn ich nicht an allem etwas zu tadeln fände, was er nur unternimt?

Diesen Nachmittag reisen wir zurück nach Göttingen. Wie uns aber die ernsthaften Collegia schmecken werden, nachdem wir uns hier so sehr an den schönen Künsten gelabt haben, das ist eine andre Frage.

Unser junger Held ist ganz von Cassell eingenommen. Nun! ganz Unrecht hat er auch wohl nicht, obgleich seine Sinne leichter bezaubert werden, als die meinigen.

Bekanntschaften haben wir hier wenig gemacht. Während eines so kurzen Aufenthalts sich bey Gelehrten aufzudringen, dabey kömmt nicht viel mehr heraus, als daß man ihnen ein paar kostbare Stunden stiehlt; unter den Officiers hingegen haben wir sehr feine, sittsame, wackre und bescheidne Leute angetroffen, wovon wir wohl Einige, wenn wir öfterer hierher kommen, näher kennen zu lernen suchen werden.

Die Bibliothek hat wenig sehr Merkwürdiges. Der Landgraf hat aber eine schöne

Privat-

Privat-Büchersammlung, die er nicht blos hingestellt hat, sondern auch liest, welches ihm wohl mehr Ehre macht, als wenn er jährlich für eine große Summe einige Ellen Bücher zu der öffentlichen Bibliothek kaufen liesse, damit, an gewissen Tagen, die Fremden die schönen Bände angaffen könnten.

Was der Herr von Hohenau von dem hier herrschenden französischen Tone schreibt, ist sehr wahr. Mich hat das aber nicht gefreuet. Ueberhaupt ist es ein großes Elend, daß itzt der Deutsche sich wenig um einen eigenthümlichen, festen Character bekümmert. An einem Orte, wo etwa eine englische Prinzessinn ist, muß alles geengländert seyn, und drey Meilen von da findet man wieder ein kleines Volk von Halbfranzosen. Wenn werden wir einmal anfangen einen eigenen Weg zu gehen? Die allgemein in Deutschland nachgeahmte feine politische und galante französische Lebensart, der Ton von falschen Artigkeiten und von verbindlichen Dingen, welche

man sich vom Morgen bis zum Abend her⸗plappert, macht uns zu elenden Puppen, und verdrängt alles Gefühl von Eigenheit aus unsren zusammengeflickten Conventions⸗Charactern. Ein Mann, der feinen Weltton hat, muß gerade eben so seyn und handeln, als ein anderer von der Art. Wer daher viel in der großen Welt lebt, wird beynahe immer schon voraus sagen können, was Dieser oder Jener auf dies oder das antworten wird. Und die feinen Züge des Gesichts, in denen sich das Bild der Seele und die kleinen un⸗merklichen Ebben und Fluthen der Leiden⸗schaften, welche dem Umgange ein so herr⸗liches Interesse geben, abdrücken, das sanfte Lächeln, die zärtliche Unruhe, die Sehnsucht, die edle Schamröthe, und den Abdruck von tausend andern seligen Empfindungen, über⸗kleistern unsre Damen mit einer rothen Farbe, die ihnen das Ansehn einer am hitzigen Fieber leidenden Person giebt — Doch was hilfts, darüber zu reden? allein das alles ist eine höchst jämmerliche Barbarey.

Man hatte mir gesagt, daß man in Cassell sehr frey über Religion denke. Das kann wahr seyn; was mich aber gefreuet hat, ist gewesen, daß man wenigstens nicht frey darüber redet. Der Mann, welcher öffentlich über Dinge spottet, worauf andre Menschen ihre Ruhe bauen, ist ein schlechter Kerl, wäre er auch der Erste im Staate. Ueberhaupt, denke ich, soll man über Religion nie, weder im Guten noch Bösen, in Gesellschaften reden. Zu einer flüchtigen Unterredung ist das keine Materie; überlasse man doch einem Jeden, für sich in der Stille, an der Ruhe seiner Seele zu arbeiten!

Der arme Müller weiß noch nicht recht, wie er das Ding hier angreifen soll. Könnten Sie, mein theuerster Wohlthäter! nicht etwas für ihn thun? Mein junger Freund wollte Sie schon darum bitten, aber er hat den Muth dazu nicht. Er sagt, man müsse nicht immer auf Ihre Wohlthätigkeit losstürmen. Doch, kenne ich Sie denn nicht,

vereh-

verehrungswürdiger Herr? Wie sollte ich mich scheuen, Ihnen eine Aussicht zu zeigen, den Würkungskreis Ihrer großmüthigen Seele zu erweitern?

Mein Papier geht zu Ende, in ein paar Stunden wollen wir fort, und gegen Abend sind wir in Göttingen, denn die Wege sind ziemlich, und werden bald vortreflich werden. Auch durch Hessen wird, wie ich höre, der Landgraf, der so viel für das gemeine Beste thut, alle Landstraßen bauen lassen, welches sehr nöthig seyn mag.

Habe ich doch kaum noch so viel Platz, den Nahmen zu schreiben,

Ihres

unterthänig treuen Dieners,

Meyer.

N. S.

Ich habe würklich schon angefangen, einige Hauptscenen aus meinem Leben aufzuzeichnen. Wenn das Ganze fertig ist, werde ich so frey seyn, es Ihnen zu schicken. — Aber Toleranz! Toleranz!

Fünfter Brief.

An die ehr- und tugendsame Jungfer, Anna Maria Sievers, Haushälterinn in Diensten von Ihro Gnaden, den Herrn Baron von Leidthal, in Urfstädt.

Göttingen den 20sten October 1769.

Meine herzlich liebe und werthe Jungfer!

In der Hofnung, daß diese wenigen Sie werden in guten Gesundheits-Umständen antreffen, kann ich nicht unterlassen, an Sie zu schreiben, wie ich versprochen habe, wiewohl dieses spät, welches zu excusiren bitte, Ursach dessen, weil wir in Cassell gewest seyn.

Ach! meine liebe Jungfer! was ist das vor eine charmante Stadt, und für ein excellent Leben in dem Cassel! Und alles ist so

 lustig

lustig da. Was müssen die Herrn nicht alle vor Geld haben! Auch seyn sehr artige und freundliche Frauenspersonen da, und wenn einer des Abends spazieren geht; so sieht man Damens, die so hübsch angezogen seyn, als die Frau Pfarren in Urfstädt, und noch hübscher, die einen doch grüßen, und gar nicht stolz seyn, aber das habe ich nun erfahren, daß eine gar böse Conduite gefunden werden soll in dem Cassell, doch ist keine so hübsch, als meine liebe Herzens-Jungfer Sievers.

Und wann mir auch mein Herze bricht,
Vergesse ich doch Ihrer, meine allerliebste Jungfer Sievers! nicht.

Ich habe auch ein paar Kummedien gesehen, aber das hat mir, die Wahrheit zu sagen, nicht gefallen wollen. Da war Eine, die sollte ganz unschuldig thun, und liebäugelte doch immer nach einem Officier, von den großen schönen Ofciers, die der Herr Landgraf sich hält. Was sie sagten, das verstand ich eigentlich nicht, obgleich ich ein bisgen

französch kann. Sie plappern das gar zu geschwind weg, weil sie es auswendig wissen, und gern bald fertig seyn wollen. Aber alle Augenblick fieng einer mitten im Sprechen an zu singen, das konnte ich auch nicht begreifen warum.

Göttingen ist gar nicht schön, aber die Herrn Pursche seyn doch sehr lustig. Spazieren gehen kann man gar nicht, denn es ist hier kein Garten. Wenn mein Herr sich im Sommer wird wollen eine Verlustirung machen; so wird er müssen ausreiten auf ein Dorf, und da ist auch kein gut Plaisir. Die Herrn Professors sollen nicht sehr lustig in Gesellschaft seyn, und haben alte Frauen. Es ist gewaltig theuer hier, und die Juden wird man gar nicht los. Sie betrügen die Herrn Studenten gar abscheulig, aber das darf jedermann hier thun, besonders der eine Gumprecht das ist ein rechter Schelm. Mein Herr und Herr Meyer die gehen nicht viel aus, ausser in die Collegi, und dann, so

wohnt in unserm Hause ein junger Herr von Hundefeld, mit dem gehen sie viel um, und sein Bedienter, der Musjö Haber, der ist mein sehr guter Freund.

Adje, meine herzliebe Jungfer! Ich schreibe heute keinen weitläuftigen Brief, weil ich meines Herrn seine neue Stiefel in Glänz-Wachs setzen muß; so kann ich Ihr heute keinen längeren zufügen.

Doch verbleibe ich stets im Herzen,
Im Glück und Unglück, Noth und Schmerzen.

Meiner allerliebsten Jungfer Sievers

Ihr treu ergebenster Freund
Christoph Birnbaum.

Sechster

Sechster Brief.

An den Herrn von Hohenau, in Göttingen.

Urfstädt den 8ten November 1769.

Mein lieber Hohenau!

Du wirst ein paar Zeilen von mir bey Deiner Zurückkunft in Göttingen gefunden haben, und eben erhalte ich auch des Herrn Meyers kleinen Brief,* darinn er mir den Anfang Eures Fleißes meldet. Ich habe aber nicht ehr als itzt Muße gehabt, auf jeden Punct in Deinem und Deines lieben Mentors Briefen zu antworten. Wir wollen nun einen Vertrag zusammen machen: Ihr sollt mir immer nur gemeinschaftlich Einen Brief schreiben, und so will auch ich, wenn

* Diese Stücke sind nicht in der Sammlung.

ich zuviel Geschäfte habe, Deinen Freund, den Hauptmann von Weckel, für mich antworten lassen.

Ich wundre mich gar nicht, daß Dir Cassell so sehr gefallen hat. Ich habe dort auch manche fröhlige Stunde gehabt, und kenne den Landgrafen, denn ich habe viel an seinem Hofe und sonst mit ihm in Hamburg und Braunschweig gelebt.

Einige Deiner Anmerkungen über diese Stadt haben mir sehr gefallen; laß mich nur eine kleine Erinnerung dabey machen, die Dir indessen nicht neu seyn wird. Hüte Dich nemlich, an einem fremden Orte gar zu genau nach kleinen Umständen zu kundschaften, welche die Regierungsart, Hof- und Stadt-Annecdoten u. d. gl. angehen. Man kann dadurch oft in große Verlegenheit kommen. Ueberhaupt rede davon, von Krieg und Frieden, vom Wetter, von Verwandtschaften, von Vorzügen Deines Vaterlandes u. s. f. so wenig, als

als möglich. Man erfährt von diesen Dingen, wenn man auf die rechte Art reiset, und sich unter allerley Gattungen von Menschen mischt, doch immer genug, und oft am mehrsten, wenn man am wenigsten das Ansehn hat, etwas davon wissen zu wollen. Es giebt ja der müssigen Geschöpfe so viel, die ein lebendiges Register solcher Nachrichten sind, und nur gar zu gern einen Reisenden davon unterhalten.

Es würde dem Landgrafen von Hessen ein großer Schatz seyn, wenn Dein romantisches Münden ihm zugehörte, weil dadurch seine Schiffahrt uneingeschränkter würde. Vielleicht könnte Hannover sich auch wohl dabey befinden, wenn es einen Tausch gegen das schöne Schaumburgische zu Stande brächte. Doch gäbe es wohl Mittel, wodurch der Landgraf die Handlung der mündenschen Schiffer und Kaufleute ziemlich lahm legen könnte. Da ich aber nicht davor bezahlt werde, denen deutschen Fürsten Projecte zu

machen,

machen, und Du itzt den Commerzienrath Müller nach Cassell gebracht hast; so überlasse ich diesem die Ehre, einen solchen Plan anzugeben.

Des Landgrafen Character mußt Du aus dem Munde eines Mannes haben schildern gehört, der ihn gewiß nicht miskannt hat. Uebrigens, mein liebes Kind! wünsche ich, daß Du dich nie von denen mögest hinreissen lassen, die, wie es jetzt sehr Mode ist, so gern Fürsten lästern. Du weißt nicht, mein Sohn, wie verkehrt diese Art Menschenkinder erzogen wird, und wie billig es also ist, Geduld mit ihnen zu haben. Die offenbaren Schmeicheleyen sind eben nicht das, was sie am mehrsten verderbt, denn gegen die Würkungen, welche dadurch verursacht werden, kann ein kluger Hofmeister noch einen jungen Prinzen mit edlem Stolze und Grundsätzen wafnen. Allein die kleinen unmerklichen Eindrücke, welche sein Character durch den stillschweigenden Beyfall bekömmt, welchen, dem Anschein

schein nach, niemand seinen Handlungen versagt, diese machen ihn von Jugend auf unempfindlich gegen das muthmaßliche Urtheil derer, mit denen er lebt. Wenn ein gewöhnlicher Mensch, wäre er auch noch so reich, auffallende Fehler des Verstandes oder Herzens von sich blicken läßt; so merkt er, trotz aller Eigenliebe, bald, daß er, in denen Verhältnissen, worinn er kömmt, schädliche Folgen davon ertragen muß. Man flieht ihn, oder weicht ihm wenigstens aus, wenn er stolz, unverträglich, langweilig, eigensinnig, oder sonst nicht zur Gesellschaft gemacht ist. Ein Mann aber, der einst Länder und Völker regieren soll, kömmt selten, von seiner Kindheit an, in einen Circul von Leuten, die gar nie abhängig von ihm werden. Diejenigen, die um ihn versammlet sind, ertragen ihn, um sich den heranwachsenden Potentaten nicht früh zum Feinde zu machen. Die jüngeren Brüder, bey denen dies weniger der Fall ist, sind deshalb gewöhnlich erträglicher, als die regierenden

Herrn. Wenn ich mir nun überhaupt vorstelle, wie sehr unser Character durch das Schicksal umgeformt werden muß; wie wir Andre durch die mancherley eigene Erfahrungen, wiedrige Begebenheiten und Bekanntschaft mit dem verschiedenen menschlichen Elende, nach und nach besser werden; wie wenig von diesem allen ein Fürst erlebt; wie schwer es also ist, einen Prinzen mit der Menschheit bekannt zu machen; wie sehr ferner die Wahl ihrer Hofmeister oft in den Händen der Cabale ist — kurz, wie schlecht mehrentheils die Großen der Erde erzogen werden; so muß man sich billig wundern, daß es noch leidliche Geschöpfe unter ihnen giebt, und doch habe ich in der That in funfzig Jahren zwey oder drey angetroffen, welche verdient hätten — keine Prinzen zu seyn — Ich sage: verdient hätten, keine Prinzen zu seyn; denn welcher unter allen Ständen scheint wohl weniger bestimmt, das süße Glück des Lebens zu schmecken? Man sagt: „Fürsten können Vielen helfen, Viele glücklich

„machen.“ Allein, dagegen macht auch jedermann Ansprüche auf ihre Wohlthaten, und doch können sie nicht jeden befriedigen, müssen so Manchen ohne Trost von sich lassen. Das Glück der Freundschaft und die häuslichen und geselligen Freuden schmecken sie auch nur selten, unvollkommen oder gar nicht. Weil sich aber jedermann ihnen von der besten Seite zeigt, und weil sie immer nur in großen Circuln leben, wo äusserlich sich alle Menschen gleich sehen; so werden sie weder mit den feinen Nüancen der Charactere, noch mit den kleinen interessanten Begebenheiten, welche die guten lieben Menschen aneinander ketten, recht bekannt. Deswegen sind sie auch gewöhnlich, aus Mangel an wahrhafter Seelen-Kenntniß, zu leichtgläubig oder zu mistrauisch. Von allen Wissenschaften wird ihnen eine kleine Idee beygebracht, aber von keiner können sie mehr als die Oberfläche berühren, weil man ihnen zu vielerley eintrichtern will, und weil Mangel an Zeit und häufige Zerstreuungen sie verhindern, sich auf

etwas

etwas Einzelnes mit Ernst zu legen, deswegen wissen sie auch hernach schwerlich geschickte und fähige Leute zu beurtheilen, und der glänzendeste Gelehrte ist ihnen der gründlichste. Von der andren Seite denke Dir einmal ein armes gutes Fürsten-Mädgen! wie elend ist nicht deren Schicksal! Im Zwange des Ceremoniels erzogen, bewacht, mit Langerweile unterhalten, für alle Eindrücke der Liebe bewahrt, wird sie hernach mit einem Menschen gepaart, den sie zuweilen nie in ihrem Leben gesehen hat, der, nebst seinen Favoriten und einem alten Drachen von Fräulein Oberhofmeisterinn, eine Sclavinn aus ihr macht; der, wenn er ein paar Kinder mit ihr gezeugt hat, sie verachtet, sich einer feilen Dirne in die Arme wirft, und nach seinem Tode die arme Fürstinn der kalten, oft unedlen Begegnung des Thronfolgers aussetzt, dessen Herz dann gewöhnlich gerade soviel von kindlicher Liebe fühlt, als der äussere Anstand erfordert.

Du

Du siehst also, mein Freund! wie sehr dieser Stand Mitleiden und Nachsicht verdient, und wie dankbar man dem Schicksale seyn muß, wenn es uns gute Fürsten giebt, und deren giebt es doch noch in unsrem lieben Vaterlande.

Es ist sehr wahr, was Sie, mein lieber Meyer! über den verschiedenen Ton, über die verschiedenen Grade der Cultur, und über die verschiedenen Sitten der kleinen deutschen Völker sagen. Einem Fremden muß das besonders sehr auffallen. Aber dies wird wohl immer ein pium desiderium bleiben, solange unsre Regierungsformen so mannigfaltig, und unsre Verhältnisse mit auswärtigen Höfen so ungleich bleiben. Im Grunde denke ich doch, auch der Deutsche hat immer so etwas Characteristisches, selbst wenn er nachahmt, das den Geschmack des Bodens behält. Und glauben Sie ja nicht, daß wir die einzigen Affen andrer Nationen sind, und daß nur in unsrem Vaterlande keine Einheit von Nationalgeist

herrscht! Franzosen und Engländer, welche einander beständig hassen, ahmen sich unaufhörlich nach, und in beyden Reichen haben hingegen die Einwohner mancher Provinzen oft mit ihren nächsten Nachbarn beynahe nichts Aehnliches, als die Sprache. Daß aber in unsren Kunstwerken nicht derselbe einzige Styl herrscht, ist eben daher leicht zu begreifen. Allein, oft ist in der That der Contrast über alle Maße groß. Wer sollte, z. B., glauben, daß Halladat und Musarion in Einem Zeitalter geschrieben wäre? Ein Buch, welches das Gepräge der einfachsten, unbeflecktesten Sitten trägt, und eins, das die feinste Corruption voraussetzt! Ein Bürgerhaus in Nürnberg und eins in Potsdam, wie abstechend!

Nun etwas von dem armen Müller! Seine Geschichte hat mich gleich anfangs interessirt, wie ich Ihnen das schon gesagt habe, und sein durch traurige Erfahrungen geformter Character, wie Sie ihn da beschreiben, hat etwas Herzergreifendes für mich.

Freylich ist es nicht gut, über sein Ungemach laut zu klagen, aber nicht nur, weil man alsdann selten Freunde hat, sondern überhaupt um sein Selbst willen. Es ist nöthig, sich daran zu gewöhnen, alles, was uns in dieser Welt begegnen kann, mit fröhligem Muthe zu ertragen. Man wird nicht zwey Tage auf dieser Erde, ohne unangenehme Vorfälle, hinbringen können, und das ist auch natürlich, denn diese Abwechselung hat ihren Grund in der Kette der menschlichen Handlungen, welche von Wünschen und Leidenschaften regiert werden. Wenn man nun sehr empfindlich ist, wie etwa Du, mein lieber Hohenau! so sieht man denn gern die geringsten Ungemächlichkeiten, wenn nicht alles nach unsrem Kopfe geht, als ein großes Unglück an. Hast Du Dich aber einmal daran gewöhnt, dem Schicksale Macht über Dich zu geben; so hast Du zulezt keine heitre Stunde mehr, und wirst leicht dahin kommen, auch die, welche mit Dir leben, Dein Misvergnügen fühlen zu lassen, welches

doch höchst unbillig ist. Ueberhaupt ist wenig Unglück in der Welt, für welches wir nicht aus uns selbst die Arzeney schöpfen könnten. Ein gewisser Grad von Leiden ist auch gut, um die gesunden Zwischenstunden desto seliger zu fühlen — Aber alles Ungemach des Lebens ist leicht für einen Weisen, und noch leichter für einen Narren. Das ist indessen auch richtig, daß es wenig Menschen giebt, die nicht, auf irgend eine feine oder grobe Art, einen Schritt zurückträten, wenn sie uns in Bedrängniß sehen. Vielleicht wirst Du in Deinem Leben nicht einen Einzigen antreffen, dem Du sicher Dein ganzes Herz eröfnen dürftest.

Auch die Beständigkeit in Ueberwindung der Hindernisse ist mir ein schöner Zug in Müllers Character. Ohne diesen edlen Eigensinn bringt man es überhaupt nie zu etwas Großen.

Ich könnte Dir böse darüber seyn, mein lieber Sohn! daß Du nicht das Zutrauen zu mir

mir hast, mich um Hülfe für den armen Mann anzusprechen. So lange man selbst helfen kann, muß man freylich keine Anweisungen auf andrer Leute Wohlthätigkeit geben. Aber wenn das wegfällt, warum will man dann einem Menschen, der dienen kann und mag, die Freude misgönnen, dem Nothleidenden die Hand zu reichen?

Da ich nicht gern eine Gelegenheit vorbeylasse, Dir die süße Pflicht der Wohlthätigkeit zu empfehlen; so laß mich hier noch ein paar Worte darüber sagen!

Gieb jedem Armen ohne Unterschied. Also schlage keinem, der Dich um etwas anspricht, eine kleine Gabe ab, so lange Du etwas hast. Bestelle auch nie bey Deinen Bedienten, daß sie sagen sollen, Du seyest nicht zu Hause. Das thun nur hartherzige und falsche Menschen. Deine Thür sey jedem offen. Kömmt ein zudringlicher, langweiliger Mensch; so giebt es schon Mittel, seiner bald los zu wer-

den, und am Ende ist das Unglück nicht groß. Man kann aus jedem Gespräche lernen, und bey dem dümmsten Vortrage gute Gedanken haben. Das ist aber nicht wahr, daß einer so viel Geschäfte hätte, daß er nicht ein paar Minuten abbrechen könnte, um das Anliegen eines Menschen zu hören. Kömmt nun auf diese Art ein Bittender zu Dir, der um ein paar Gulden flehet, oder um eine andre Wohlthat, und Du kannst sie ihm nicht geben, ohne einen Würdigern zu kränken, oder Du hast selbst nicht soviel zu entbehren; so laß Dich doch nicht durch falsche Schaam bewegen, eine leere Ausflucht zu suchen. Sage geradezu: „Ich kann nicht, „aber drey Groschen kann ich geben; hier „sind sie, mit gutem Herzen!“ und glaube mir, die Redlichkeit Deines Verfahrens wird ihn rühren, und sich selbst belohnen. Diene jedem, wo Du kannst. Wird es mit Undank, mit Spott, belohnt; desto uneigennütziger, desto edler, ist die Handlung. Denn wenn man Dank einerndtet; so hat unsre

Eitel=

Eitelkeit schon den Lohn dahin, und da kann ja jeder hingeben, wo es Früchte bringt. Ist der Mann ein Bösewicht; desto schlimmer für ihn, er ist um desto unglücklicher, um desto mehr ein Gegenstand des Mitleids. Vergiß nie, daß es besser ist, hundertmal betrogen werden, als einmal da den Armen im Elende seufzen lassen, wo man Trost in ein gekränktes Herz giessen könnte. Nun! und kann man endlich gar nicht helfen, mein Sohn! o! so weine eine Thräne des Jammers mit dem Unglücklichen, und oft wird ihm diese brüderliche Gabe, mehr als Säcke Goldes, werth seyn. Auch ist es zuweilen mehr Verdienst, dem Freunde sein mitleidiges Herz, als seinen Geldbeutel, zu öfnen.

Nach dieser kleinen Ausschweifung will ich mich erklären, was ich, in meinen Umständen, für den Herrn Müller thun kann. Wenn einer von seinen Söhnen über vierzehn Jahr alt ist, so mag er mir denselben schicken; ich will für seinen Unterricht und dafür sor-

gen, ihn, nach seiner Neigung, irgend eine Lebensart ergreifen zu lassen. Sollte aber Müller mehr für seine eigene Person verlegen seyn, wie ich das vermuthe, wenn er etwa in Cassell nichts ausrichtete, weil er alsdann gar nichts vor sich sähe, und hingegen für seine Familie noch wohl in Amsterdam Unterstützung hoffen dürfte; so mag er selbst kommen! Da wollen wir dann sehen, wie wir einig werden, damit er mir nicht zuviel Verbindlichkeit habe, und ich nicht ganz ohne Eigennutz handle. Mehr kann ich aber itzt nicht thun. Also nur Eine Person, verstehen Sie mich! entweder den Vater oder einen Sohn. Darüber erwarte ich nun Antwort, um eine Einrichtung zu machen, damit er auch nicht nöthig habe, zu Fuße zu kommen.

Ich sehe mit Ungeduld Ihrer Lebensbeschreibung entgegen, mein lieber Meyer! und um Ihnen zu zeigen, wie dankbar ich für dies Geschenk seyn werde; so will ich

Ihnen

Ihnen auch die Hauptbegebenheiten aus meinem unruhigen Leben aufschreiben, und stückweise schicken. Sie mögen dann den schwärmerischen jungen Menschen, den Sie bey Sich haben, soviel davon lesen lassen, als zu seinem Frieden und Nutzen dient, und das Uebrige in einem feinen guten Herzen bewahren. Längst schon habe ich diese Arbeit unternehmen wollen, nur hat es mir an Aufmunterung gefehlt. Ich werde gewiß keinen Vorhang vor irgend eine Scene ziehen. Anders handelt man im zwanzigsten, anders im funfzigsten Jahre, und wer sich schämt, zu bekennen, daß er oft Unrecht gehabt hat, ist noch weit von der Besserung entfernt.

Erwarten Sie keine Antwort auf die Nachricht von der Einrichtung Ihrer Studien. Sie wissen meinen ganzen Erziehungsplan für den jungen Hohenau. Gelehrt wird man nie auf Universitäten; Er soll dort nur Metode lernen, selbst arbeiten und einsammlen zu können; Er soll aus den Beyspielen

der Menge junger Leute von verschiedenen Nationen, Erziehungen, Anlagen, Richtungen, Temperamenten u. s. f. lernen Aufmerksamkeit auf sich selbst haben; Er soll lernen mit Freyheit, Geld und Zeit wirthschaften; Er soll lernen sich unter Leuten Achtung verdienen, die mit ihm in keiner andren Verbindung stehen, und daher keine Ursache haben, ihn zu schmeicheln.

Da ich ferner weiß, daß in Göttingen eine sehr gute, ächte Freymaurer-Loge ist; so ersuche ich Sie, Sich bey derselben zu melden, um beyderseits aufgenommen zu werden. Sie werden, hoffe ich, dagegen nichts einzuwenden haben; Sie sind ein zu gescheuter Mann, um gegen eine Sache eingenommen zu seyn, welche Sie nicht kennen, und womit sich so viel kluge und gute Männer beschäftigen. Meine Ursachen aber, warum ich wünsche, daß Sie und unser Pflegesohn aufgenommen werden mögen, kann ich Ihnen itzt nicht sagen. Sie werden sie einst,

wenn sie erst längere Zeit mit der Freymaurerey bekannt seyn werden, selbst mit inniger Freude fühlen, und dann kann ich Ihnen vielleicht Aussichten eröfnen, wovon Ihr Herz itzt nicht einmal die Ahndung hat. Vor der Hand thun Sie nur diesen ersten Schritt auf mein Wort. Sie werden keine abschlägige Antwort bekommen, ich habe Sie schon schriftlich empfohlen. Es versteht sich, daß ich die kleinen Ausgaben, die in allen ächten Logen dieselben sind, für Sie Beyde entrichten werde.

Nun will ich diesen langen Brief schliessen. Lebt recht wohl, Ihr guten Leute! und vergeßt nicht

Euren

treuen Freund

Leidthal.

Siebenter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller, in Cassell.

Amsterdam den 10ten November 1769.

Ich bekam gestern, mein lieber Mann! Deinen Brief und die Nachricht von Deiner weiteren Reise. Du kannst leicht denken, wie sehr mich jede Erzählung von einem neuen mislungenen Plane beunruhigt, da unsre und der armen Kinder Hofnung Tag und Nacht auf Deine Ausrichtungen ruht. Gott gebe Dir gute Aussichten in Cassell. Ich denke, wenn Du es nur recht anfängst; so müßte es doch irgendwo gelingen. Nur kann ich nicht begreifen, wie Du es noch mit den Reisekosten und der Zehrung machst. Die Ringe und die goldene Uhr werden nun auch wohl fort seyn, die ich Dir in den guten Zeiten schenkte, wie ich noch für nichts zu sorgen

gen hatte, und fröhlige Tage erlebte. Ja! die Zeiten sind aus, und ich schäme mich, vor die Thür zu gehen, daß die Leute, die mich im Wohlstande gesehen haben, nicht meiner spotten. Doch, ich will von diesen verdrießlichen Dingen schweigen, und Dir von unsren Kindern Nachricht geben. Der Aelteste wird Dir wohl geschrieben haben. Sein Patron ist sehr von ihm zufrieden. Ach ja! Fritz soll sich wohl durchhelfen, wenn er einmal nur auch, wie sein Vater, eine Frau mit etwas Gelde heyrathen könnte, und die ein eigenes großes Haus hätte! Er würde ja alsdann wohl aus unsrem Beyspiele lernen, besser Rath halten mit dem Seinigen. Es liegt alles daran, daß man den Handel versteht, sonst muß es freylich schief gehen, doch, den lernt er ja, wo er jetzt ist. An Ludwig werden wir wohl nicht so viel Freude erleben, der läuft den ganzen Tag herum, und geht in alle Comödien. Wo der Junge das Geld herkriegt, das weiß der Himmel. Mein Bruder lobt ihn indessen doch, und sagt, daß seine Lehrer

von

von ihm zufrieden wären, was nehmlich das Studieren betrift, denn um seine Aufführung kann sich mein Bruder nicht bekümmern, aber er fährt fort, alles für ihn zu bezahlen, obgleich meine Schwägerinn ihm immer Vorwürfe darüber macht. Sophie kömmt zuweilen, wenn sie abkommen kann, zu mir. Sie klagt über nichts, und ihre Herrschaft hat ja auch allgemeines Lob, aber sie ist seit einiger Zeit so niedergeschlagen und traurig, daß ich gar nicht weiß, was dem albernen Mädgen fehlt. Gestern hat sie aus Versehen einen Brief hier verlohren, den ich Dir schicke, weil ich gar nicht daraus klug werden kann. Gott verzeyhe mir meine Sünde! das ist ein Brief, den ein Mensch geschrieben haben muß, der toll ist. Ich hoffe doch nimmermehr, daß sich schon jemand in das Kind verliebt hat. Ihr will ich noch nichts darüber sagen, bis Du mir Deine Meinung geschrieben hast. Die beyden Jüngsten wachsen heran, und mir wird angst ums Herz, wenn ich sie ansehe. Von den Freymaurer-Logen und von dem

Herrn

Herrn Grafen von Haxstädt bekomme ich noch immer das Geld richtig geschickt. Du großer Gott! wovon wollte ich auch sonst mit den armen Kindern leben? Das fühlst Du so nicht, weil Du immer herumreisest, aber ich empfinde es genug. Es kömmt auch kein Mensch mehr zu mir. Das ist mir nun recht lieb, ich mag mich vor niemand mehr sehen lassen. Ich werde wohl aufhören müssen; Angenehmes kann ich ohnehin nichts schreiben. Der liebe Gott gebe uns bald besseres Glück! Ich bin ewig

Deine

treue Frau,

Christine Müller.

Achter Brief.

(in dem vorhergehenden eingeschlossen.)

Hamburg den 1sten November 1769.
Abends 11 Uhr.

Meine ewig theure Sophie!

Warum kann ich nicht mit diesem Briefe zu Dir hinfliegen, Dich an mein treues Herz drücken, und Dir sagen, wie viel dies arme Herz seit unserer Trennung leidet! Ach Sophie! Es ist erstaunlich hart, von dem besten Mädgen getrennt zu werden — Und wenn werde ich Dich wiedersehen? Mein Oncle rechnet darauf, mich wenigstens ein paar Jahre bey sich zu haben — Aber, Gott weiß, ich kann das nicht. Wenn ich so einsam auf meinem Zimmerchen sitze, und nach Deinem Bilde, das immer vor meinen Augen schwebt, voll süßer Schwärmerey, die Arme ausstrecken will, und dann der Gedanke,

danke, daß die Freundinn meiner Seele fern von mir ist, mit seiner ganzen Last auf mich zurückfällt; o! dann bin ich oft im Begriff, fortzulaufen, mit dem ersten Schiffe zurück nach Amsterdam zu fahren, mich meinem Vater zu Füßen zu werfen, und ihn um seine Einwilligung zu bitten. Sophie! himlische Sophie! ich kann nicht länger ohne Dich leben. Meine unschuldige, treue, heilige Liebe zu Dir ist ein Theil meines Wesens geworden. Wo Du nicht bist, da ist mir alles geschmacklos und leer. Mein Oncle bemüht sich vergebens, mich aufzumuntern. Hamburg könnte mir gefallen, aber ohne Dich ist mir's eine Einöde. Mein erster Gedanke in einem fremden Hause ist, zu wissen, nach welcher Gegend hin Amsterdam liegt, und wenn ich ein Mädgen sehe; so frage ich mich selbst, ob sie nicht Einen Zug, nicht einen einzigen lieben Zug, von Dir hat.

Der Mond scheint so schön durch mein Fenster. Ich will es öfnen — Ach! vielleicht

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

stehst Du itzt auch da, und siehst dem tröstenden Freunde aller Bedrängten in sein liebevolles, sanftes Gesicht —

Indem ich vom Stuhl aufgestanden war, und meine nassen Blicke auf den kleinen Garten heftete, der unter meinem Fenster liegt (denn ich wohne im Hinterhause); sahe ich quer über ein Kätzgen zu ihrem Freunde schleichen — Glückliches Kätzgen! — Sophie! lache nicht über mich! Liebe, Liebe schallt unaufhörlich in jeder meiner Nerven. Alles, was ich sehe, giebt dieser schönen Leidenschaft Nahrung. Gute Nacht!

Den 2ten November Morgens 7 Uhr.

Ich stehe eben auf, und mein erster Gedanke ist, mit meiner Freundinn zu plaudern. Noch immer habe ich Nacht und Tag den Kern von der eingemachten Kirsche im Munde, den Du mir aus Scherz gabst, als ich, zwey Tage vor meiner Abreise, bey Deinen Hausleuten speisete.

Es ist innige Wonne für mein Herz, daß nur Gott allein das Geheimniß unserer schuldlosen Liebe weiß —

Erinnerst Du Dich noch, meine Sophie! wo wir uns zum erstenmal sahen? Als Du mit Deiner Mutter in Mastricht warst, da besuchte ich Euch im Gasthofe. Ich war erst vierzehn Jahr alt, und bey dem Secretair Agtstädt in Pension — Es sind nun acht Jahre — Weißt Du es noch? Wir waren in einer grünen Eckstube. Deine Mutter verließ uns auf kurze Zeit, um mit einem Geschäftsmanne zu reden; ich blieb allein bey Dir. Ach! bestes Mädgen! Von dem Augenblicke an pochte mein Herz lauter. Wenn Du Deine lieben sanften Augen auf mich hefteteſt; so konnte ich nicht Ein zusammenhängendes Wort hervorbringen — O Sophie! Du mußt mein werden, Du bist ewig mein. Der Himmel schuf uns für einander. Wie oft hat uns, bey den kleinsten Begebenheiten, die Aehnlichkeit unserer Gefühle

überrascht! Welche unerklärbare Sympathie war stets in unsren Temperamenten, in unserm ganzen Wesen! Nur, wie auf feinem Papiere jede Zeichnung weicher, heller, reiner aussieht, als auf gröberem; so herrscht auch in Deinem feineren Gewebe mehr Milde, als in meinem männlichen Character. Aber seitdem ich Dich liebe, hat ewiger Friede mit allem, was mich umgiebt, in meiner Seele Platz genommen; Ich tödte keinen Wurm, keine Fliege. Der Gedanke, daß eine Creatur über mich seufzen könnte, kann mir Thränen auspressen. Auch dünkt mich, als betrachteten die guten Geschöpfe mich als ihren Freund; Ich kann mitten unter sie treten, keine Taube, kein Vögelchen fliegt vor mir weg, und wenn ein armer Hund seinen Herrn sucht; so bin ich der Erste, an den er sich wendet.

Nie habe ich so den hohen Werth der Musik gefühlt, als itzt. Wenn mein schweres Herz, in trüben Augenblicken, sich nach Dir

sehnt,

sehnt, und rund umher einen Freund sucht, mit dem ich wenigstens von meiner Sophie reden könnte, und den nicht findet, in dessen Schoos ich meine Klagen ausschütten dürfte; dann ist das treue Clavier mein süßestes Labsal.

Als ich Abschied von Dir nahm, da senktest Du Dein liebes Haupt auf meine Schulter. Es war Puder aus Deinen Haaren auf mein braunes Kleid gekommen. Gestern nun hat mein unempfindlicher Kerl von Bedienten all den lieben Puder abgebürstet; Ich hätte vergehen mögen, als ich sah, daß es geschehen war.

Ich muß schliessen. Mein Oncle läßt mich rufen, und in ein paar Stunden geht die Post ab. Vielleicht bekomme ich morgen ein Briefgen von Dir. Du weißt doch noch, wohin Du die Briefe addressiren sollst, und zwar mußt Du dabey setzen: „Am Jungfern„Stiege bey dem Herrn Prinzhausen abzu-

 „geben,

„geben, und daselbst bis zur Abholung lie-
„gen zu lassen.“

Was für Nachricht hast Du von Deinem unglücklichen Vater? Ich armer Junge! daß ich nicht Herr über mein elendes Vermögen bin! — Doch, was hilft das Schwätzen? —

Lebe wohl, mein Engel! meine süße theure Sophie! Ich bin ewig

Dein

treuester

Gustav.

Neunter Brief.

An Madam Müller, gebohrne van Blüm, in Amsterdam.

Cassell den 26sten November 1769.

Meine liebe Frau!

Es thut mir in der Seele leid, daß Dir das Fehlschlagen meiner Plane so viel Kummer macht. An Mühe lasse ich es wahrhaftig nicht mangeln, und glaube auch, es nicht unrecht anzugreifen. Dabey lasse ich mich durch keine Schwierigkeiten abschrecken, reise fast immer zu Fuß, spare, wo ich kann, und leide, wo ich muß. Aber das Glück begünstigt meine Unternehmungen nicht. Gott weiß am besten, in welchem Gemüthszustande ich oft bin, und freylich trägt ein solcher Brief, wie Du mir ihn geschrieben hast, nicht dazu bey, mich ruhiger zu machen.

Unterdessen hat eben, als ich schon wiederum voraus sahe, daß ich hier keinen Unterhalt finden würde, das Schicksal mir einen Wohlthäter zugeführt. Es hat nemlich der Baron Leidthal zu Urfstädt im .... durch Freunde von mir eine vortheilhafte Idee bekommen. Da er nun reich, und allein auf dem Lande ist; so hat er mir den Vorschlag thun lassen, ihm auf seinen Gütern Gesellschaft zu leisten. Er will sich also meiner annehmen, ich soll gleich zu ihm kommen, und alsdann will er mir die näheren Bedingungen eröfnen.

Obgleich ich nun daselbst vorerst wohl schwerlich mehr als eine Versorgung für meine eigene Person vor mir sehe, für die Meinigen aber noch nichts; so habe ich doch kein Bedenken tragen können, dies grosmüthige Anerbiethen mir zu Nutze zu machen, denn ich bekenne Dir's gern, daß mein Geld nun gänzlich verzehrt ist. Man wird mir aber Pferde und Reisegeld schicken. Sobald

ich angekommen seyn, und erst die genaueren Umstände werde erfahren haben, will ich Dir ausführlich Nachricht von Allem geben; Ich reise in wenig Tagen.

Darauf kannst Du fest bauen, meine liebe Frau! daß Dein und unsrer Kinder Glück mir mehr als meine eigene Ruhe am Herzen liegt. Sieh also nur vorerst zu, wie Du noch eine Zeitlang nebst den beyden Kleinen von der Hülfe, die Euch gute Menschen reichen, lebest. Das aber, mein Kind! sollte Dich itzt wohl am wenigsten rühren, was eitle Menschen darüber reden können, daß Du nicht mehr mit Glanz unter ihnen herumfährst. Das einzige wahre Glück liegt doch wohl in der Rechtschaffenheit, in der Ruhe des Herzens, und beruht nicht auf Vorurtheile.

Die Uhr habe ich nicht verkauft. Ich hatte hier die Freude, einen alten Bekannten zu finden, den Cammerdiener des würdigen

vortreflichen Fürsten von Weilburg, der in Mastricht Gouverneur ist. Er reiset zurück nach Holland, und ihm habe ich diese Uhr mitgegeben. Er wird sie Dir überschicken, und Du magst hernach davon, nach Deinem Gefallen und nach der Lage der Umstände, Gebrauch machen, bis ich auf andre Art Rath schaffe.

Was den Brief betrifft, den Sophie verlohren hat; so hat das weiter nichts auf sich. Die Hand war leicht zu erkennen. Sage ihr aber nur gar nichts darüber, denn ich habe alle desfalls nöthigen Schritte gethan. *

Auch wegen Ludwigs Aufführung habe ich mich an einen verständigen Freund gewendet. **

Umar=

* Wie der folgende Brief bezeugt.

** Dieser Brief findet sich nicht.

Umarme Du meine Kinder in meinem Nahmen, und erziehe sie zu guten, fühlbaren Menschen. Sobald ich kann, will ich Dir meine sichre Addresse schicken. Lebe wohl, meine liebe Frau! und vergiß nicht, daß ich ewig seyn werde,

Dein

treuer Mann,

Heinrich Müller.

Zehnter Brief.

An den Herrn von der Hörde, berühmten Banquier in Amsterdam.

Cassell den 26sten November 1769.

Hochgeehrtester Herr!

Die Ursache, warum ich Ihnen mit diesem Briefe beschwerlich falle, ist gleich wichtig für Sie und mich, also entschuldige ich die Freyheit nicht, welche ich mir nehme.

Es ist nemlich, durch einen Zufall, ein Brief, welchen meine älteste Tochter (der, wie Sie wissen werden, Herr und Madam Bovi die Erziehung ihrer Kinder anvertrauet haben) von Ihrem Herrn Sohn aus Hamburg bekommen hat, in meine Hände gefallen. Dieser Brief nun ist in Ausdrücken geschrieben, welche klar genug beweisen, daß

beyde

beyde junge Leute eine Leidenschaft für einander gefaßt haben, die ihnen, wie ich fürchte, einen Theil ihres Lebens verbittern wird.

Sie wissen, mein Herr! daß unsre Kinder, in meinen glücklichen Tagen, früh mit einander bekannt geworden, und so zusammen aufgewachsen sind. Unsre beyderseitigen Geschäfte haben uns verhindert, genauer auf ihre kleine Schritte Achtung zu geben, und das Zutrauen, welches wir sicher auf sie setzen dürfen, kann uns auch Bürge dafür seyn, daß nur die unschuldigste Liebe diese jungen Leute vereinigt hat. Allein wir haben auch Beyde Ursache, den unglücklichen Folgen dieser heftigen Leidenschaft vorzubeugen.

Unter andern Umständen würde mir eine Verbindung mit Ihrem Hause, durch einen so wackren jungen Menschen, als Ihr Herr Sohn ist, Ehre und Glück seyn — Aber Sie kennen itzt die Lage, darinn ich bin, daß ich

nemlich

nemlich gar kein Vermögen mehr besitze, und darauf werden Sie doch, wenn Sie über kurz oder lang Ihr Kind versorgen wollten, vermuthlich Rücksicht nehmen.

Deswegen nun halte ich es vor Pflicht, Ihnen diese Entdeckung mitzutheilen, damit wir gemeinschaftliche Maaßregeln dagegen nehmen können. An meine Tochter habe ich heute auf eine Art geschrieben, welche ich für die einzige würksame halte, um ihren Verstand gegen die Verirrungen ihres Herzens zu Hülfe zu rufen, ohne das Uebel ärger zu machen.* Was Sie in Ansehung Ihres Herrn Sohns thun wollen, muß ich Ihrer Klugheit überlassen, und glaube also nicht nöthig zu haben, Ihnen noch in Erwegung zu bringen, daß diese ganze Sache wohl mit Verschwiegenheit, Sanftmuth, und überhaupt mit nicht gemeiner Vorsichtigkeit wird geführt werden müssen. Das alles werden Sie Sich

selbst

* Dieser Brief ist nicht hier.

selbst am besten sagen können, da Sie Ihren Herrn Sohn lieben, und die Lebhaftigkeit seines Temperaments kennen.

Also bedarf ich nichts mehr hinzuzufügen, als die Versicherung der vollkommensten Hochachtung, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe,

Ihr

ergebenster Diener,

Heinrich Müller.

Eilfter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urſtädt.

Göttingen den 1ſten December 1769.

Geſtern, mein theuerſter Wohlthäter! iſt Herr Müller hier angekommen. Die Pferde für ihn waren ſchon da, und haben uns Ihren gnädigen Brief und das Paquet mit dem Reiſegelde für den armen Commerzienrath,* der ganz verſtummte, als er die wahrhaftig großmüthigen Proben Ihrer Freygebigkeit ſah, richtig überbracht. Er wird Ihnen am beſten von unſerm Befinden mündliche Nachricht geben können, und da er morgen

* Es wird kaum nöthig ſeyn, hier noch zu erinnern, daß man einige Briefe, worinn dies verabredet worden, auch aus der Sammlung weggelaſſen hat.

gen abreiset; so will ich diese Zeit nur anwenden, meine kurze Lebensgeschichte, wie Sie es befohlen haben, hier für Sie abzuschreiben.

Mein Vater war Verwalter auf den Gütern des Grafen von . . . . im . . . . . Weil nun sein Herr ihn sehr liebte, und ich, als ein lebhafter Knabe, demselben auch wohlgefiel; so erlaubte der alte Graf meinem Vater, mich mit denen jungen Herrn einerley Unterweisung auf dem Schlosse geniessen zu lassen. Also wurde ich mit denselben zugleich in Sprachen, Wissenschaften und Leibesübungen unterrichtet, stand mit ihnen unter einem Hofmeister, speisete mit der gräflichen Familie an Tafel und wurde, mit einem Worte, vollkommen so erzogen, als wenn mich das Schicksal zu einem höheren Stande bestimmt hätte.

Ich darf es ohne Eitelkeit sagen, daß ich in allen Kenntnissen geschwindere Schritte

 machte,

machte, als die beyden Söhne meines Herrn, aber zugleich muß ich es auch, dem alten Grafen zum Ruhm, bekennen, daß er nicht, wie so viel andre Väter, die Thorheit besaß, neidisch und verdrießlich auf mich hinzublicken, wenn er bemerkte, daß es mir, mehr als seinen Kindern, gelang, mir fremder Leute Zuneigung und Beyfall zu erwerben.

Anders verhielt es sich mit den jungen Leuten. Der älteste war zwar von einer guten, milden Gemüthsart, und ausser daß er sich etwas auf seine hohe Geburth zu gut that (woran seine Mutter allein Schuld war); so hatte er doch einen Grund von Rechtschaffenheit, und Gefühl für Freundschaft, so daß wir immer ganz einig lebten. Der jüngste hingegen war stolz, eitel, heimtückisch, falsch, und weil er selbst Genie, aber nicht Fleiß genug besaß, dies Genie zu nützen; so konnte er nicht ertragen, daß ein Knabe, der nur aus Barmherzigkeit mit ihm einerley Erziehung genoß, eine vortheilhaftere Rolle als er

spielte.

spielte. Er machte mir desfalls tausendfältigen Verdruß, verläumdete mich, wo er konnte, und da er der Mutter Liebling war; so blieben seine jugendlichen Bosheiten fast immer ohngeahndet, und bekamen Zeit, sich in seiner Seele, durch Verjährung, festzusetzen. Mein Vater starb, als ich sechzehn Jahr alt war. Er hinterließ gar kein Vermögen, und da auch meine Mutter nicht mehr lebte; so wurde ich jetzt mehr als jemals abhängig von unserer Herrschaft. Der alte Graf setzte seine Wohlthaten großmüthig gegen mich fort, und als wir drey junge Leute das Alter und die Fähigkeiten erlangt hatten, auf Universitäten zu gehen, schickte er uns im Jahr 1756 nach Leipzig, indem er mir, der ich schon über achtzehn, und also ein paar Jahr älter als seine Söhne war, eine Art von Aufsicht über dieselben gab. Wir Alle wurden aber einem Kaufmanne empfohlen, der uns in sein Haus nehmen, und ein wachsames Auge auf unsre Schritte haben sollte.

Im ersten Jahre gieng es so ziemlich gut mit uns. Obgleich der jüngste Graf mir viel Proben seiner schlechten Denkungsart gab; so hatte er doch seine Ursachen, mich nicht ganz von sich zu stoßen. Da er nemlich dort in eine ganz neue Welt kam, wo niemand sich um seine Ahnen bekümmerte, seine persönlichen Eigenschaften ihm aber wenig Freunde erwarben, wodurch also sein Stolz beleidigt und er bestimmt wurde, beynahe allen Umgang zu fliehen; so war ich sein einziger Trost zu Hause, denn der ältere Bruder suchte, aus Geschmack an Wissenschaften sowohl als aus Eitelkeit, den Umgang mit Gelehrten, die es oft gern sehen, wenn jemand sie aufsucht, gegen den sie ihre Kenntnisse auskramen, und den Ton von Unterricht annehmen dürfen. Indessen wurde der jüngere des eingezogenen Lebens müde. Es wohnte in unserm Hause ein Verwandter des Kaufmanns, der auch da studieren sollte, sich aber dem zügellosesten Leben und allen Ausschweifungen ergeben hatte. Wir konnten es nicht gänzlich vermei-

den, denselben zuweilen bey seinem Vetter, oder sonst im Hause, zu sehen und zu sprechen. Er machte bald einen Entwurf auf das Vermögen der jungen Herrn, weil er aber bey dem ältesten wenig Lust wahrnahm, sich mit ihm in Verbindung zu geben; so nahm er den jüngsten auf das Korn.

Er urtheilte nach kleinen Zügen, daß derselbe nicht eben aus wahrer Neigung viel bey mir wäre, und weil er überhaupt merkte, daß ich ihm im Wege seyn würde; so ließ er sein erstes Augenmerk seyn, uns zu entzweyen, und das konnte ihm nicht schwer fallen.

Er drängte sich ein paarmal bey unsren Spaziergängen herzu, bath uns, ihn mitzunehmen, erboth sich, uns Gegenden zu zeigen, die wir noch nicht kennen würden, und führte uns dann in nahe vor den Thoren gelegene Wirthshäuser, unter dem Vorwande eine Erfrischung zu nehmen. Dort fanden wir gewöhnlich einen ganzen Haufen seiner treuen

Gefährten, die Alle meinem jungen Grafen ausserordentlich schmeichelten, welche Arzeney bey diesem sichtbar würkte. Er plagte mich nachher oft, mit ihm an dieselben Oerter zu gehen. Meine Vorstellungen dagegen würkten nichts, als daß er endlich anfieng seine eigene Wege zu wandeln, und mich nicht mehr mitzunehmen, welches ich denn freylich nicht verhindern konnte, weil ich nicht sein Hofmeister war, und unser Kaufmann ihn sehr gut aufgehoben glaubte, wenn er in des lieben Cousins Gesellschaft war.

Obgleich nun in den Häusern, in welche sie zusammen giengen, stark gespielt wurde, und fast immer sich liederliche Frauenzimmer fanden; so war doch der junge Graf zu flüchtig, sich ernstlich dem Spiele, und noch ein bisgen zu neu in der Welt, zu furchtsam, zu schamhaft und zu sitsam erzogen, um sich den Ausschweifungen mit dem andren Geschlechte so bald auf eine grobe Art zu ergeben.

Seines Lehrmeisters Absichten giengen auch weiter. Unser Hauswirth hatte eine Tochter, die eben nicht dafür bekannt war, lange grausam zu seyn. Mit dieser vereinigte sich der Herr Vetter, und sie entwarfen zusammen einen gemeinschaftlichen Plan, dessen Grundlage auf unsre Ducaten gebauet werden sollte. Der junge Graf war so wenig erfahren in Weiber-List, daß er dieser Schlinge nicht ausweichen konnte. Er fand sehr bald die Demoiselle liebenswürdig, war ganze Tage hindurch nur in ihrem Zimmer, versäumte Collegia, gab ihr kostbare Geschenke, lieh seinem braven Freunde Geld, solange er selbst welches hatte, und machte Schulden.

Meine Vorstellungen gegen diese Lebensart erbitterten ihn aufs Aeusserste. Ich suchte mit dem ältesten Bruder gemeinschaftliche Sache zu machen, allein dieser hatte zu wenig Thätigkeit, zu wenig Verstand, und ließ sich von seinem jüngsten Bruder stets überschreyen, es schien mir also nichts sicherers

übrig zu bleiben, als mich an den alten Grafen zu wenden, und ihm alles zu melden, doch begreifen Sie leicht, warum ich, in meiner Situation, diesen Schritt nicht gern unternahm.

Was ich indessen hauptsächlich fürchtete, war, daß der junge Mensch sich eine schriftliche Heyraths-Versicherung mögte ablocken lassen. Um nun bey diesen Umständen einen Mittelweg zu wählen, nahm ich mir vor geradezu mit dem Vater des Mädgens zu reden. Allein, wie sehr wunderte ich mich, als ich diesen alten Wucherer (der nur darauf zu warten schien seine Tochter auf diese Art los zu werden,) ganz gegen mich eingenommen fand!

Mit Einem Worte! nachdem ich drittehalb Jahre eine so unangenehme Rolle als möglich hatte spielen müssen, brach alles gegen mich aus. Der junge Graf, dessen Gläubiger unruhig wurden, wandte sich an seine

Eltern, und forderte Geld. Man machte mir Vorwürfe wegen unsrer Wirthschaft. Meine Vertheydigung, welche eine ausführliche Erzählung der ganzen Aufführung des jungen Grafen enthielt, würkte nichts. Die Mutter nahm sich des Söhnchens an. Alle Schuld fiel auf mich. Ja, der Bube hatte die Frechheit, seine Eltern glauben zu machen, ich sey verliebt in seine Schöne, ich habe ihm so viel Geld verzehrt, und da der alte Kaufmann auch mein Feind war, der älteste Graf aber nicht Muth hatte, sich meiner anzunehmen; so war das Ende vom Liede, daß ich allein leiden mußte, und mein Wohlthäter gänzlich seine Hand von mir abzog, um mich meinem Schicksal zu überlassen. Mich vor gänzlichem Mangel zu schützen, both er mir zwar eine kleine verächtliche Pension an, die ich aber zu stolz war anzunehmen. Des jungen Grafen Schulden wurden bezahlt; Er machte neue, ja endlich heyrathete er, (wie ich nachher erfahren habe) noch als Student, das Frauenzimmer — Doch, ich verlasse die

Geschichte dieser Familie, um zu der meinigen zurückzukehren.

Ich mußte also nun, ohne Aussichten zu haben, Mittel suchen, irgendwo meinen Unterhalt zu finden. Als ich in diesen Umständen mich befand, war ich kaum ein und zwanzig Jahre alt. Mein ganzes Vermögen bestand in einem kleinen Beutel, darinn Pathen-Geschenke und etwas erübrigtes Geld war, welches zusammen eine Summe von vierzehn Louisd'ors ausmachte. Uebrigens war ich ganz gut mit Kleidern und andern Dingen von einigem Werthe versehen, als Degen, Uhr und Schnallen, die ich etwa im Nothfalle hätte zu Gelde machen können.

Leipzig war mir so wiedrig geworden, daß ich glaubte, nicht genug eilen zu können, um es zu verlassen, zumal mich viel Leute mit Verachtung ansahen, und ich theils zu stolz, theils zu delicat dachte, die wahren Umstände meines Schicksals jedem zu erzählen, oft

nicht

nicht einmal meinen besten Freunden. Ich hatte deren in Leipzig gewiß, der aber den ich am mehrsten liebte, war itzt in Halle. Zu diesen beschloß ich zu reisen, und daselbst Briefe, welche mir äusserst wichtig waren, zu erwarten. Ehe ich Ihnen aber sagen kann, von welcher Art diese Briefe seyn sollten, muß ich wieder einige Schritte in meiner Geschichte zurückgehen.

Ich war mit einem jungen Frauenzimmer aufgewachsen, welche die Tochter eines Beamten in unsrer Gegend war. Die vortheilhaften Umstände, unter denen ich in des Grafen Hause erzogen wurde, und die Zufriedenheit meiner Lehrer mit meinem Fleisse, zogen die Aufmerksamkeit der Eltern der jungen Wilhelmine auf mich. Sie glaubten voraus zu sehen, daß ich gewiß einst durch meines Wohlthäters Vorsprache eine gute Bedienung erhalten und in den Stand kommen würde, eine Frau anständig zu ernähren. Deswegen sahen sie es mit Vergnügen, wenn wir

Kinder

Kinder so gern mit einander leben und spielen mogten. Ihre Scherze über unsre Eintracht trugen auch nicht wenig dazu bey, in unsren jungen Herzen das Feuer einer Liebe anzufachen, welche, so wie wir heranwuchsen, stets heftiger und ernsthafter wurde, und als wir die Natur dieser Leidenschaft zu kennen anfiengen, gestanden wir uns unsre gegenseitige Neigung und schwuren uns eine ewige Treue — Denen Eltern konnte das kein Geheimniß seyn, aber sie schwiegen dazu —

Verzeyhen Sie, mein theuerster Herr! wenn ich hier einen Augenblick abbreche, um Ihnen ein paar Züge aus dem Bilde dieses lieben Mädgens zu entwerfen.

Wilhelmine war zwey Jahr jünger als ich — Wenn man seine eigene Geliebte beschreibt; so scheint das Lob, welches man ihr giebt, freylich leicht verdächtig, allein ich will hier nur das sagen, worüber auf fünf

Meilen

Meilen im Umkreise jeder, der sie kannte (von männlichem Geschlechte wenigstens), dieselbe Sprache führte — Wilhelmine war nicht eben regelmäßig schön, aber ihre Phisionomie hatte etwas so interessantes, so mildes, so seelenvolles, daß sie Aufmerksamkeit erregen mußte, wohin sie auch kam. Ihr Haar war kastanienbraun, ihre Augen blau, sanft und liebevoll, ihre Haut zart und weiß. Sie war schlank und schön gewachsen, nicht groß, das Gesicht mehr länglich als rund. Die Lebhaftigkeit ihres Witzes, die Feinheit ihres Verstandes, und die originelleste Laune, mit welcher sie eine große Gesellschaft von Menschen, die sich gar nicht zusammen paßten, auf Einen Ton stimmen konnte, haben vielleicht wenig ihres Gleichen. Die ältesten Männer vergaßen an ihrer Seite Krieg, Politik und Podagra, und Kinder drängten sich an ihren Schoos, und liebkoseten sie. Bey aller dieser Fröhligkeit aber hatte sie doch in ihrem Herzen einen Hang zur Melancholey,

Schwär-

Schwärmerey mögte ich es lieber nennen, oder Drang der Seele, zu lieben.

Von einem solchen Mädgen nun, dessen Vollkommenheiten und Talente sich mit jedem Jahre entwickelten, und so vieler Menschen Aufmerksamkeit auf sich zogen, allein geliebt zu werden, das war mir ein Gedanke, der meiner Seele Federkraft gab, mich mit dem Bestreben, ihrer würdig zu werden, und mit der seligsten Wonne, über die hinreissende Sympathie unsrer Gemüther, erfüllte. Hätte ich jemals fürchten können, daß ein grausames Schicksal mir dieses Glück rauben würde? — Doch, zur Sache! Als ich nach Leipzig reisen mußte, gieng ich noch den Abend vorher in ihr Haus, küßte ihren Eltern mit innigster Rührung die Hände, sagte ihnen, wie fest mein Vorsatz sey, mich so zu betragen, daß sie sich nicht sollten schämen dürfen, mich ihren Sohn zu nennen, ein Titel, den sie mir immer schon im Scherz

gegeben hatten, und der Harmonie in meinen Ohren war. Ich drückte meine Wilhelmine in ihrer Gegenwart an mein Herz, wir erneuerten, als wir allein waren, die Schwüre ewiger, treuer Liebe, dann trennten wir uns —

In der ersteren Zeit gieng unser Briefwechsel auch sehr ordentlich, als aber wenig Monathe nachher der Krieg ganz Sachsen überschwemmte, mußte ich oft lange Zeit zubringen, ohne etwas von meiner Geliebten zu hören, und ohne zu wissen, ob sie meine Briefe bekommen hätte. Nach und nach gewöhnte ich mich aber an diese Unannehmlichkeit, wie man sich am Ende an alles gewöhnt. Da ich ihr nun, bey unserm seltenen Briefwechsel, immer genug von meiner Liebe zu schreiben hatte, und ich ihr zärtliches Herz kannte; so wollte ich meinen Verdruß mit dem jungen Grafen nie zum Inhalte meiner Briefe machen, bis endlich das ganze Ungewitter über mich ausbrach, da meldete

ich

ich ihr denn jeden Umstand meines Schicksals, und bath sie, bey ihren Eltern mich zu vertheydigen, wenn dieselben sich etwa auch hätten gegen mich einnehmen lassen. Das Herz meiner Wilhelmine war noch das einzige Gut, das mir übrig zu bleiben schien, meine einzige Hofnung, mein einziger Trost, und als ein junger Mensch war ich unerfahren genug, zu träumen, es würden ihre Eltern nicht nur meine Unschuld einsehen, sondern mich auch in meinem Unglücke nicht verlassen, noch, da meine Wissenschaften mir doch einst eine gute Bedienung versprechen konnten, und sie des elenden Geldes genug hatten, zwey Leute trennen wollen, die sich so zärtlich liebten, und für einander gebohren zu seyn schienen. Allein, wie sehr hatte ich mich getäuscht! Die Verläumdungen des jungen Grafen waren auch bey ihnen so würksam gewesen, daß, als der Sohn eines reichen Kaufmanns um Wilhelminen anhielt, und ihre Eltern nun voraus sahen, daß ich bald gar nichts mehr von der gräflichen Familie

milie zu hoffen haben würde, sie beständig in ihre Tochter drangen, dem reichen jungen Manne die Hand zu geben. Anfangs verwarf sie zwar standhaft ihre Vorschläge; wie aber die falsche Nachricht, die der junge Graf von mir ausgesprengt hatte, als wenn ich in Leipzig eine andre Geliebte hätte, und alle die bösen Gerüchte ihr zu Ohren kamen; wie ich auch immer seltener schrieb, woran zum Theil der Krieg, zum Theil meines Verläumders Bosheit, der meine Briefe auffieng, Schuld war; wie endlich der Reichthum sie auch vielleicht blenden mogte; da gab sie nach, und heyrathete meinen Nebenbuhler. Von diesem allen ahndete mich aber nichts, und ich wartete von einer Woche zur andern mit Ungeduld auf Briefe von ihr.

Ich war kaum in Halle angekommen, als ich in die Arme meines Freundes flog — Aber ach! ich fand ihn auf dem Sterbebette. Ein hitziges Fieber hatte in wenig Tagen den blühendesten Jüngling an die Pforten des

Todes geführt, er lebte nur noch zwey Tage mit mir. Ich kam nicht von seiner Seite, bethete mit ihm, theilte seine Leiden, und sprach ihm Muth und Geduld ein, wenn das geängstete Herz, von der Last der Schmerzen niedergedrückt, vergebens gegen das Gesetz der Natur emporkämpfen wollte. Als endlich jedes Werkzeug stockte, und die Seele umsonst sich bestrebte, noch einmal die Kräfte der zerrütteten Maschine in Bewegung zu setzen, lag er da mit gebrochenen Augen. Sein letztes Gefühl war die Harmonie, die uns aneinander kettete. Er drückte mir schwach und sprachlos die Hand — ich fieng seinen letzten Seufzer auf — und er verschied — Lassen Sie mich einen Vorhang vor diese Scene ziehn! Bester Herr! was ich da empfand, wie betäubt ich herumirrte, keine Thräne zur Erleichterung vergiessen, nicht Einer lieben Creatur meinen Jammer klagen konnte — ach! und doch kannte ich mein Unglück nicht ganz —

Ich entschloß mich nun kurz, gerade zu meiner Wilhelmine zu reisen, und machte mich zu Fuß auf den Weg dahin. Mein Herz war so gepreßt, mein Schicksal in Leipzig, der Verlust des zärtlichsten Freundes, vielleicht auch eine dunkle Ahndung dessen, was auf mich wartete, das alles drückte mich tief zu Boden. Meine einzige Hofnung war indessen, an der Seite meiner Geliebten Trost in meine geängstete Seele zu sammlen.

Es war an einem schönen Abend im Monath Junius des Jahrs 1759, als ich in ihrem Dorfe ankam. Ich eilte zum Amthause hin, fragte nach dem Amtmann, nach der Frau, nach Wilhelminen — sie waren Alle ausgefahren. Wenigstens wollte ich den Platz segnen, wo sie zu sitzen pflegte, den Ort betreten, wo sie wandelte — ich war immer wie der Sohn des Hauses gewesen — also flog ich auf ihr Zimmer. Die Magd, welche mich begleitete, sah wohl verlegen aus, aber das hatte ich nicht bemerkt. Ich trat in

Wilhelminens Stube, und der erste Gegenstand, der sich meinen Augen zeigte, war ein Portrait, das über dem Clavier hieng. Mein Herz fieng an heftiger zu pochen, denn das Bild stellte einen geputzten reichen Jüngling vor. „Wer soll denn das seyn?“ fragte ich die Magd. „Ey!“ sagte sie „das ist ja „unserer Mamsel ihr Bräutigam!“ —

Sinnlos, wie vom Blitz getroffen, stand ich nun da einen Augenblick, dann rafte ich mich zusammen, stürzte mich, ohne ein Wort zu sagen, wieder die Treppe hinunter, aus dem Hause, aus dem Dorfe, und ohne zu wissen wohin ich gerieth, kam ich in ein nahes Wäldgen, in welchem ich oft Hand in Hand mit dem besten Mädgen spazieren gegangen war. Hier erwachte ich zuerst aus meiner Betäubung, fühlte nun die ganze Gewalt meines Jammers, warf mich zur Erde, und weinte bitterlich.

So hatte ich die Nacht zugebracht, als ich früh des Morgens in der Nähe Trommeln

und

und kriegerisches Lerm hörte. Dies erweckte sogleich den Gedanken in mir, Soldat zu werden, und wo möglich den Tod zu finden, den ich nun als die einzige wünschenswerthe Wohlthat ansah. Ich gieng dem Schalle entgegen, und sah bald, daß es ein Corps Russen war. Man führte mich zum General, es war der Fürst .... Ich bath ihn in französischer Sprache um Dienste. Sein Adjudant verhörte mich, man forschte genau nach meinen Umständen, und als ich einen Theil meiner Geschichte erzählt hatte, schien der Adjudant, der ein Deutscher und von sanftem Character war, sehr von mir eingenommen. Ich wurde um meine Kenntnisse befragt, und der Schluß fiel endlich dahin aus, daß ich zwar Uniform tragen, aber zum Schreiben in des Fürsten Geschäften gebraucht werden sollte. Man stellte mich an, ich bekam anfangs nur gewöhnliche Dinge zu arbeiten, so wie ich aber mehr Zutrauen gewann, vertrauete man mir wichtigere Sachen. Ich wurde sogar mit geheimen Depeschen als

Courier nach St. Petersburg geschickt, und blieb in dem Posten als Secretair des Fürsten bis zum Frieden. Alsdann nahm er mich mit in sein Land. Dies Glück hatte ich eigentlich dem Adjudanten zu danken, welcher überhaupt, mehr als sein Herr, der commandierende General war.

. . . .

Die Menge der Geschäfte, worinn ich während des Kriegs gewesen war, hatten unterdessen nach und nach meinen Schmerz über die vergangenen Schicksale gemildert, und von Wilhelminen habe ich nie wieder etwas gehört, mich auch nicht weiter erkundigen mögen, weil es mir unnützen Kummer machen würde, wenn ich erführe, daß es ihr nicht wohl gienge, und weil ich überhaupt nicht gern eine alte Wunde aufreissen mögte.

Der Fürst, dem ich nun diente, hatte eine liebenswürdige Gemahlinn, das beste Weib auf der Welt, ganz geschaffen das Glück eines Privatmanns zu machen, und häusliche Freu-

den zu geniessen, nur hatte das Schicksal ihr das unrechte Loos zugetheilt, denn ihr Herr war einer von denen begränzten Köpfen, mit eißkaltem Herzen, derer, zum Unglück der Völker, leider! so viele auf Fürsten-Stühlen sitzen. Von Jugend auf gewöhnt, in Allem Recht zu haben und durchzugreifen; mit dem Gedanken genährt, daß die Menschen, welche ihm die Vorsicht zur Aufsicht anvertrauet hat, nur als sein Eigenthum für ihn geschaffen sind; fremd mit dem Gefühle für das wahrhafte Glück des Lebens, war er mit der Fürstinn aus Privat-Interesse verbunden worden, ohne sie zu kennen. Da sie aber schön war, und er Temperament hatte; so hatte er die ersteren Jahre in sofern glücklich mit ihr gelebt, daß er nicht auf andre Art ausgeschweift, und ausser dem Umgange mit ihr kein grösseres Vergnügen gefunden hatte, als sich mit den kleinen Details des Soldatenlebens zu beschäftigen. Dies war auch in der That das Einzige, wovon er einige Kenntnisse hatte, denn übri-

gens war er nie gereiset, war nicht tief in Wissenschaften gedrungen, und setzte deswegen den Werth eines Menschen blos in der Geschicklichkeit, die er im kleinen Militair-Dienste hatte. Die Lebensart in .... war also ziemlich einförmig geblieben, und auch der Aufwand an dem kleinen Hofe nicht groß, denn alles gieng durch die Hände eines Mannes, der mit dem Fürsten aufgewachsen war, seine schwachen Seiten kannte, ihn leitete wohin er wollte, und die Sachen in guter Ordnung hielt.

So waren sechs Jahre verflossen. Unterdessen fieng die Fürstinn an kränklich zu werden, und ihr Gemahl, der sich nur mit ihrem Körper vermählt hatte, empfand hierüber eine Langeweile, welche der Herr Favorite zerstreuen zu müssen glaubte, indem er befürchtete, sein gnädigster Herr mögte etwa, wenn er nichts bessers, in den Stunden welche ihm vom Exercieren übrig blieben, zu thun wüßte, auf den unseligen Einfall

fall gerathen, sich um Regierungsgeschäfte zu bekümmern, und allerley Fürstenstreiche zu machen.

Um also seine leere Stunden auszufüllen, verschrieb man Schauspieler und Schauspielerinnen. Man sorgte dafür, daß unter diesen ein recht hübsches Mädgen war. Ein feiler niederträchtiger Kammerdiener mußte dem Fürsten oft von derselben reden — Mit einem Worte! man gesellte ihm eine Maitresse zu, und als er einmal Geschmack an diesem unschuldigen Vergnügen gefunden hatte, wurde bald jedes Jahr ein Kebsweib verabschiedet, und ein anderes angenommen. Die Finanzen litten dabey eben nicht, denn man zog die Summen, welche dieser fürstliche Aufwand erforderte, denen Dienern von ihrem Gehalte ab, welchen man zu groß fand.

Hierdurch änderte sich aber der Ton am Hofe gänzlich. Statt daß hier ehemals, we-

nigstens äusserlich, Zucht und gute Sitte, zur Ehre und zum Glück der Herrschaft und des Landes, geherrscht hatten; so sprach itzt öffentlich jedermann von seinen Ausschweifungen. In der Stadt waren wenig vergnügte Ehen, und auf dem Schlosse war bis auf den Küchenjungen nicht Einer zu finden, der nicht geglaubt hätte, es gehöre zum guten Ton, eine Maitresse zu halten. Die arme Fürstinn verlohr, so wie man ihr nach und nach die Liebe ihres Herrn entzogen hatte, auch die Ehrerbiethung der Hofschranzen. Sie wurde sklavisch und schlecht behandelt; das liebe Weib grämte sich innigst, und fühlte ihr Unglück, ohne jedoch von den Ursachen dieser Veränderung unterrichtet zu seyn, denn niemand hatte die Bosheit oder den Muth, ihr etwas davon zu erzählen.

In diesen Umständen waren die Sachen während des Krieges geblieben, da der Fürst mehrentheils die Winterquartiere, nebst seinem Adjudanten, in seiner Residenz zu-

brachte,

brachte, und auf eben dem Fuße fand ich es auch noch, als ich mit ihm nach dem Frieden hinkam.

Ich habe vorher gesagt, daß ich durch des Adjudanten Hülfe in des Fürsten Dienst gekommen, und daß derselbe ein wackrer vernünftiger Mann war. Er gewann auch würklich in meinen Augen, je mehr ich ihn kennen lernte, wir schlossen bald eine Freundschaft, und es entstand eine Vertraulichkeit unter uns, die das Einzige war, welches das mir so ganz ungewöhnte Hofleben erträglich machte, denn der Fürst hatte mir einen Titel gegeben, der mich in den Stand setzte, am Hofe erscheinen zu können.

So klein nun das Höfgen war; so fehlte es doch nicht an Intriguen und Partheyen unter denen wenigen Leuten, aus welchen er bestand. Des Favoriten Anhang war indessen, wie man denken kann, der stärkste, und dieser sorgte dafür, daß jeder der einige

vorzügliche Eigenschaften hatte, die ihn aus=zeichnen konnten, durch irgend eine Cabale fortgeschafft wurde, damit er nicht einst ihm gefährlich werden mögte. Die Fürstinn spielte dabey die unangenehmste Rolle, denn mit ihr wagte niemand es zu halten, ausser einer jun=gen unerfahrnen Kammerfrau, welche ihre einzige Freundinn war.

Den Adjudanten und mich schmerzte dieser Zustand des jungen Weibes. Wir sprachen oft davon, bemüheten uns, ihr wahre Ehrer=biethung und Zuneigung zu bezeugen, und ahndeten beyde nicht (so unerfahren waren wir in Hof=Intriguen!), daß das einst trau=rige Folgen für uns haben könnte, oder daß der Herr Favorit schon längst gern uns eine Schlinge gelegt hätte. Dieser schien im Ge=gentheil sich unserer äusserlich vorzüglich an=zunehmen, und verschaffte uns auch alle Gele=genheit, uns bey der Fürstinn in Gunst zu setzen, weil er voraussah, was folgen würde.

Unterdessen fieng ich an zu merken, daß meines Freundes und der Fürstinn Herzen mehr als bloße Achtung für einander empfanden, doch wagte ich es nicht, gegen ihn etwas davon zu äussern. Aber leider! entspann sich bald unter ihnen ein Roman, in welchem die Kammerfrau die Vertraute war, und eher erfuhr ich nichts von der Sache, bis einmal der Adjudant voll Verzweiflung in mein Zimmer kam, und mir entdeckte, daß eine Creatur des Günstlings ihn bey einer geheimen Zusammenkunft überrascht habe.

Was war nun zu thun oder zu rathen? Der Favorit hatte itzt freylich die längst gewünschten Mittel in Händen, seinen Gegner zu stürzen, allein er war viel zu fein, um hier geradezu würksam zu werden. Er gebrauchte also allerley Mittel und Personen, die Sache noch verwirrter zu machen. Die arme Fürstinn wurde, selbst durch ihre unbesonnene Vertrauete, von den Ausschweifungen ihres Gemahls unterrichtet. Daraus entstand

stand natürlich Unzufriedenheit und Verwirrung, auch glaubte sie nun weniger Schonung gebrauchen zu dürfen, wodurch sie sich ihren wachsamen Feinden gänzlich in die Hände lieferte. Um aber diese Dinge nie zu einer Ausklärung kommen zu lassen, suchte man uns unter einander zu entzweyen, und als man das erlangt hatte, wurde dem Fürsten eine andre gefährliche Geschichte von einer Unternehmung erzählt, welche wir vorgehabt hätten, und in dieselbe jedermann mit eingeflochten, den man gern fortschaffen wollte. Weil wir nun nicht einig waren, nicht wußten, was man dem Fürsten gesagt hatte, und einige von uns nicht reine Sache hatten; so konnten wir keine Maaßregeln ergreifen, dem Gewitter auszuweichen. Alles brach auf einmal aus. Die Kammerfrau wurde in ein Kloster gesteckt, der Officier des Nachts in seinem Bette gefangen genommen, und der Himmel weiß wohin gebracht, ich aber, der ich gar nichts mit der Sache zu schaffen gehabt hatte, wurde noch vorher, unter dem

Vor-

Vorwande eines Auftrags, nach Berlin geschickt, und fand dort einen Befehl, nie wieder zurückzukehren, noch mich zu vertheydigen.

Da hatte also der Favorit freyes Feld, und noch dabey gewonnen, indem itzt der Fürstinn Parthey, wenn sie ja dergleichen wieder gehabt hätte, nie gegen ihn, weil er das Geheimniß des Romans wußte, hätte handeln dürfen.

Ich war nunmehro wiederum aller Aussichten beraubt, unglücklich und angeklagt, ohne mich vertheydigen zu dürfen, nicht einmal gegen alle meine Freunde, um nicht unedel den Ruf eines Frauenzimmers blos zu geben. Ich schwieg daher lieber, ertrug ruhig alles, und lebte einige Wochen ganz still in Berlin, bis ich das Glück hatte, Sie, theuerster Wohlthäter! kennen zu lernen, der Sie mich, ohne einmal nach meiner Geschichte zu fragen, mit Sich nach Urfstädt nahmen.

Noch muß ich Ihnen sagen, daß, wie immer sonderbare Begebenheiten mich treffen müssen, ich einmal ein kleines Capital in einer Lotterie gewonnen, und itzt in einer Handlung in Danzig stehen habe, wovon ich die Zinsen ziehe —

Da ist die Erzählung der Hauptbegebenheiten meines Lebens! Mögte das Schicksal endlich ermüden, sein Spiel mit mir zu haben! Ich bin in der That des Herumtreibens satt, und sehne mich nach Ruhe. Bey Ihnen, lieber Herr! werde ich diese Ruhe finden. Wenn die Erfüllung meiner Wünsche meinem Eifer entspricht; so bringe ich Ihnen nach einigen Jahren unsern jungen Zögling, durch Fleiß und Erfahrung zum Manne gebildet, in Ihr Haus zurück, und dann räumen Sie mir ein Kämmerchen in einem Ihrer Landhäuser ein, um den Rest meines Lebens in Bewundrung der Natur und Ergebenheit gegen den edlen Mann, der so viel Gutes um sich her schafft, hinzubringen.

Herr

Herr Müller wird Ihnen die genaueren Umstände von uns mündlich sagen können, deswegen will ich diesen Brief nicht ohne Noth verlängern. Wir laufen fleissig, mit unsern Büchern unter dem Arm, aus einem Collegium ins andre, hören viel Gutes, aber auch viel sagen, das uns nie zu nichts nützen wird, da es nur erzählt wird, weil der Lehrer sich gewöhnt hat, es alle halbe Jahre vorzubringen, oder um seine Gelehrsamkeit zu zeigen, und hören viel nicht anführen, welches nöthiger für uns seyn würde — Doch, es ist nicht mein Beruf, Universitäten zu reformiren, und wenn ich das müßte, würde ich auch in der That Unrecht haben, bey Göttingen anzufangen.

Nur noch eine Bitte! Der junge Herr von Hundefeld hat uns ersucht, das Weinachtsfest auf dem Lande bey seinem Vater mit ihm zuzubringen. Ich halte es für ganz nützlich, den Herrn von Hohenau, nachdem ich ihm Cassell gezeigt habe, auch einmal wieder

ländliche Scenen sehen zu lassen. Also bitte ich gehorsamst um Ihre gnädige Erlaubniß zu dieser kleinen Reise. Geld haben wir. Man redet so viel von der Theurung in Göttingen, und man hat Unrecht. Wer anfangs schlecht mit seinem Wechsel Rath geschafft hat, muß freylich, wenn er hernach auf Credit lebt, sich hier jeden Betrug gefallen lassen, und wo ist das nicht? Aber ein ordentlicher Wirth kann ziemlich wohlfeil leben. Wir werden sicher bis Ostern auskommen. Ich verharre ehrerbiethigst,

Bester, theuerster Herr,

Ihr gehorsamst verbundener Diener,

Meyer.

Zwölfter Brief.

An den Herrn von Hohenau, in Göttingen.

Urfstädt den 6ten December 1769.

Ich schreibe Ihnen, mein guter lieber Freund! als ein Abgeordneter des Herrn von Leidthals, der durch Geschäfte verhindert wird, Ihnen selbst zu sagen, daß wir Ihnen noch Alle in Gnaden gewogen sind, und daß ich seit acht Tagen hier bin, um Ihrem Pflegevater etwas vorzuschwätzen, das ihn aufheitert. Dabey kömmt mir aber der Herr Müller, den Sie uns geschickt haben, sehr zu Hülfe. Der Mann gefällt mir gut, wenn er nur den verwünschten Commerzienraths-Titel nicht hätte! Ich will ihm aber einen andern verschaffen, denn Sie müssen bedenken, daß ich in genauer Verbindung mit viel deutschen Höfen stehe. Ich bin gereiset, das

wissen Sie, und bin noch immer die Beschreibung dieses Ritterzugs schuldig, die ich Ihnen versprochen habe. Weil ich nun nichts Bessers zu schreiben weiß, und Sie ein junger Herr sind, der sich gern aus den Erfahrungen eines so alten, weltklugen Manns, als ich bin, wird belehren wollen; so sollen Sie heute hören, was mir auf meiner großen Reise an einigen mächtigen deutschen Höfen begegnet ist, wie folget, und beyliegender Aufsatz zeigt, den ich für Sie gemacht habe.

Ich nahm den 1sten September dieses Jahrs Urlaub von meinem Chef, und reisete unter tausend Seegenswünschen mit der ordinairen Post bis auf die nächste Station vor . . . . Daselbst nahm ich, nebst meinem Bedienten, einen kleinen Courier-Wagen, und kam des Abends im Gasthofe an, brachte die Nacht angenehm in Gesellschaft von unzähligen Wanzen und Flöhen hin, und ließ mich den folgenden Tag bey Hofe melden. Der Miethlakay, den ich annahm, sah aus,

wie ein englischer Pferdeknecht. Er schien herzliches Mitleiden mit mir zu haben, weil ich mich französisch hatte frisieren lassen, denn seitdem der Herzog von Glocester hier durchgereiset war, hatte Hof und Stadt die Haare oben abgeschnitten, und sich auf allerley Art geengländert. Er meinte, ich würde mit dieser Frisur wenig Glück machen. Der Hof-Fourier kam, und bath mich zur Tafel. Indessen sah ich viel müssige Hof-Cavaliers mein Haus vorbeyreiten, Alle auf gestutzten Pferden, Alle englisch gekleidet, und keiner ritt langsam, obgleich Manchem darunter elend zu Muthe seyn mogte. —

Ich fuhr an den Hof. Der Fürst war auf einige Tage auf ein Lustschloß gegangen, mithin war die Prinzeßinn mit ihrem Hofstaate allein da. Ich setzte kaum den Fuß in das Vorzimmer; so lachten schon Alle heimlich über mich. Nun! das mag ich wohl leiden. Ich habe so oft über andre Menschen gelacht, daß ich es schon vertragen kann, wenn man

etwas an mir comisch findet, aber das Ding muß sich bey näherer Bekanntschaft verliehren — Allein hier war das nicht der Fall. Sobald die Fürstinn herauskam, und ich ihr präsentirt wurde, biß sie sich auf die Lippen, um nicht laut herauszuplatzen. Anfangs brachte mich das nicht aus meiner Ruhe, aber nach und nach setzte es mich doch in eine große Verlegenheit. Hätte ich englisch reden können, und mein Haar abgeschnitten; so wäre alles gut gewesen — O! wie fluchte ich auf mein unglückliches Gestirn! Dummer Tropf! Kein Wort englisch und ein hohes Touppée! — Zwey Tage hielt ich diese Scenen aus, und ich leugne es nicht, daß ich eine klägliche Rolle spielte — Auch zu einer Wist-Partie war ich ungeschickt! Endlich brach meine Geduld. So gieng ich dann einmal bescheiden nach der Tafel zu dem Hofmarschall, und bath ihn, mir zu sagen: „ob, wenn der „Fürst wiederkäme, die Hof-Etikette die„selbe bleiben würde.“ Er verstand mich nicht. „Ich meine,“ sagte ich, „ob es hier

„allge-

„allgemein eingeführt ist, einem Fremden „gerade ins Gesicht zu lachen? Die Gewohn„heiten an den Höfen sind sehr unterschieden. „Da hat man Oerter, wo man gegen einen „Fremden auf alle Art gefällig und nachsich„tig ist. Das ist Vorurtheil! Warum soll „ich nicht eben so wohl einen Reisenden, der „die Haare anders frisiert hat, als bey uns „üblich ist, aushöhnen? Sie wissen, mein „Schatz! daß Candide einst eines Fürsten „Favorit wurde, der die Gewohnheit hatte, „jedem, dem er gut wollte, einen Tritt in „den Hintern oder hundert Fußsohlen-Preller „zu geben. Nun habe ich nur fragen wollen, „ob die hiesige Etikette fortdauern wird, „wenn der Herr wiederkömmt, oder ob Sie „das nur so unter Sich treiben? Im ersten „Falle reise ich heute fort, um an andern „Oertern selbst lachen zu können; im andern „Falle aber will ich Ihnen Ihre Späße so „nachsehen, und noch morgen die Ankunft „des Fürsten erwarten."

Der Hofmarschall wechselte mit Entschuldigungen, Leugnen, Ereiferungen und allerley ab, allein, da er mich entschlossen fand, ihn festzuhalten, und er an mir den unerschrockenen und spottenden Ton nicht gewöhnt war; endigte er endlich mit viel Bitten um Verzeyhung, und warf die Schuld auf eine Hofdame, welche das Lachen nicht halten könne, und den ganzen Hof damit anstecke. „Ha! „nun weiß ich ja, an wem ich mich zu halten „habe," sagte ich, — „Sie werden doch „nicht — Ganz gewiß werde ich die Hof„dame um die Ursache des beständigen Lachens „fragen, und ihr auch sagen, daß Sie mich „an dieselbe gewiesen haben" — Der Hofmarschall wollte einreden, aber ich war fort, ohne weiter etwas zu erwarten.

Nun gieng ich zu der Hofdame. Ich wurde ein paarmal abgewiesen, endlich kam ich vor. Sie war etwa sechs und dreyssig Jahr alt, hatte manche Classe durchgelaufen, war einmal mit Vortheil coquet gewesen, aber

itzt,

itzt, leider! auf ihrem Rückwege, und da die Rosen ihrer Wangen verblüht, und die Lilien vertrocknet waren; so war dies durch Farbe ersetzt, wodurch sie gern irgend einen jungen unerfahrnen reichen Mann gereizt hätte, sie von dem mühseligen Hofleben zu erlösen, und seinen Haushalt mit diesem überfirnißten Meuble zu zieren, um sich dann das Opfer, welches sie ihm gemacht haben würde, Zeitlebens vorwerfen, und vielleicht durch den Kutscher sich zum Hahnrey machen zu lassen.

Als ich zu ihr in die Stube trat, lachte sie nicht, sondern schien im Gegentheil verwirrt. Es war nur ein altes Fräulein aus der Stadt bey ihr. Diese aber mußte uns hernach eine Pantomime spielen, welche Geld werth war. Denn so oft die Hofdame mir etwas Witziges sagte, mußte ihr das Fräulein Beyfall zulächeln, aber Ein Blick von mir zwang sie auch wieder, mir entgegen zu grinzen, wenn ich meinen Ausfall that. Hier ist ohngefehr unser Gespräch!

Ich. „Gnädiges Fräulein! ich komme
„hierher, weil mich der Herr Hofmarschall
„zu Ihnen geschickt hat, um mit Ihnen über
„ein gewisses Hof-Ceremoniel einig zu wer-
„den, dem ich mich habe unterwerfen müssen,
„welches mir aber ein bisgen schwer zu er-
„tragen gewesen ist, und von dem nur Sie
„mich befreyen können, weil Sie allein, wie
„dieser ehrliche Mann mir gesagt hat, das-
„selbe eingeführt haben. Sie haben Sich
„nemlich die Freude gemacht, jede meiner
„Bewegungen mit lautem Lachen zu bewill-
„kommen. Ich hielt dies anfangs für eine
„allgemeine Etikette. Da man mich aber
„belehrt hat, daß nur Sie gewöhnt sind, die
„Fremden auf diese ganz eigene Art zu be-
„willkommen; so wende ich mich an Sie,
„um zu bitten, Sie mögen, wäre es auch
„nur um Ihrer selbst willen, diese Art mit
„mir umzugehen ein bisgen verändern."

Die Hofdame: „Ich weiß nicht, mein Herr!
„was Sie und Ihr Herr Hofmarschall wollen"–

Ich. „Stöhren Sie mich nicht, und „lassen mir den Hofmarschall in Ruhe! Das „ist ein creutzbraves Männchen. Er hat „Recht, wenn er das Lächerliche, welches „mir hier begegnet ist, nicht gern auf Un„kosten des ganzen Hofs auswärts mag er„zählt haben. Sie haben Sich diese paar „Tage hindurch so gegen mich betragen, daß „Sie Sich nicht wundern müßten, wenn ich „Ihnen hier sehr unangenehme Dinge sagte. „Aber ich will einen leichteren Weg wählen. „Hier bin ich! Sehen Sie mich an, und la„chen Sie Sich hier auf Ihrem Zimmer, wo „Ihnen eine jede Unanständigkeit erlaubt ist, „satt über mich. Ich kann Ihnen sogar „mein Portrait, zu Ergötzung in Nebenstun„den, hier lassen. Aber keine Miene wieder „zum Lachen über mich! Sie glauben nicht, „was für ein verwegener Mensch ich bin.“

Die Hofdame. „Das sehe ich, daß Sie „das sind, und noch nie bin ich also ange„redet worden. Wenn Sie es aber denn

„durch-

„durchaus wissen wollen; nun ja! Es ist „wahr, daß ich die unartige Gewohnheit „habe, wenn etwas Ungewöhnliches mich „an einem Fremden frappiert, mich des La„chens nicht erwehren zu können. Einer „Dame sollte man indessen, wenn man Ver„stand hat“ —

Ich. „Mein gutes Fräulein! Als ich „funfzehn Jahr alt war, hatte auch ich un„zählige böse Gewohnheiten von der Art. „Aber, zum Henker! Wir sind, denke ich, „Beyde sehr über die funfzehn hinaus.“

Die Hofdame. „Es ist also lange her, „daß Sie funfzehn Jahre alt waren?“

Ich. „Sie sehen, daß ich kein Roth „auflege, mithin kann ich niemand betrügen; „ich bin sieben und zwanzig Jahr alt.“

Die Hofdame. „Das ist erschrecklich „alt!“

Ich.

Ich. „O! für einen Chapeaux nicht — „Aber für eine Dame — Gott bewahre!“

In diesem Tone gieng die Unterredung fort. Endlich fieng sie an aus Bosheit zu weinen. Nun hatte ich sie genug gedemüthigt, also stimmte ich herab, schmeichelte ihr auf eine höchst gezwungene Art, bath um Frieden, und gieng fort.

Diese Unterredung hatte die erwünschte Würkung, und man lachte nicht mehr. Ich machte der Hofdame von dem Augenblicke an die Cour. Sie ließ sich nichts von der Scene merken, obgleich das alte Fräulein sie, aus christlicher Liebe, in der Stadt an zehn oder zwölf ihrer Freundinnen erzählt hatte. Ich war auf dem angenehmsten Fuße, die folgenden Tage hindurch, an dem Hofe, war immer äusserst munter, erwartete den Fürsten, der mir sehr gnädig begegnete, und reisete, ohne Ein Haar abzuschneiden, weiter nach . . . .

Wahrhaftig! ich hätte auch müssen für jeden kleinen Hof eine eigene Perüke haben, denn hier war alles französisch, und beym ersten Anblicke gefiel ich allgemein, weil ich ein hohes Touppée trug. Aber welch ein Hof! Der Chef desselben stotterte so entsetzlich, daß er nicht ein Wort hervorbringen konnte. Der Mann war blos zu der Stelle durch einen Favoriten ausersehen worden, um das Unangenehme davon zu verantworten, und ihm die Ehre des Guten, das vorgieng, zu lassen. Der Mann konnte ihm nie gefährlich werden, und des Favoriten Verdienste stachen gegen denselben sehr hervor. Solche Leute muß man ansetzen! Auch bestand fast der ganze Hof aus solchen lächerlichen Geschöpfen. Der Oberstallmeister war ein süßes Kerlchen, das Verse machte, ein schöner Geist, der bald an mir seinen Bewunderer fand. Der Oberschenk war ein Polyhistor, Freygeist, Blumenliebhaber, und machte pappene Kästgen für die kleinen Prinzen. Er bath mich des Morgens zu sich,

um

um mir seine Bibliothek zu zeigen — Hat man jemals eine solche Sammlung von unpassenden Büchern gesehen? Voltairens dictionaire philosophique; alle Deductionen aus dem vorigen Kriege; das ökonomische Wörterbuch; Musarion; Martii liber de magia, u. s. f. Der Oberhofmeister an diesem ganz französierten Hofe, sprach kein Wort französisch. Die Hofdamen waren ungeschliffene, dumme Dorf-Dirnen. Die Gespräche an der Tafel waren die allerlangweiligsten, und obgleich der Fürst gar keine ausländische Literatur hatte, und sogar selbst äusserst jämmerlich französisch redete; so wurde doch sehr oft auf die deutsche Sprache, auf unsre Literatur und unser National-Theater geschimpft. Dennoch kannte man nicht einmal unsre classischen Schriftsteller, und ich fand des Prinzen Büchersammlung, die er mir durch einen alten unwissenden Bibliothekar zeigen ließ, ohngefehr in denselben Umständen, wie die des Oberschenken. Alles ekelte mich hier, doch erwartete ich einen

Cour-

Cour-Tag, da dann die Damen aus der Stadt an den Hof kamen. — Aber nichts als alte Weiber! Eine davon, des Gouverneurs Frau, die itzt entsetzlich kupfrig war, aber im vorigen Kriege denen französischen Officieren sehr gefallen hatte, war die angesehenste, weil sie des Günstlings Maitresse war, und mit ihm alles regierte, manchen redlichen Mann fortschaffte, der ihr nicht schmeichelte, und ihre erzdumme Creaturen beförderte.

Das alles und unzählige andre Geschichtgen wurden mir in den ersten Tagen sub rosa erzählt, und eine solche allgemeine Gährung und Klatscherey, als hier herrschte, habe ich nirgendswo gefunden.

Ich beurlaubte mich nach einem fünftägigen Aufenthalte, und kam den 12ten September, Mittags um zwölf Uhr, bey erwünschtem Wohlseyn in . . . . . . an.

Im

Im Gasthofe, wo ich abtrat, speiseten viel Officiere, die alle barbarisch aussahen, und auf mich, als ihren neu angekommenen Kriegscameraden mit einer Art Mitleiden herabsahen, wovon ich nachher die Ursache erfuhr. Ich hatte nemlich keine Uniform an; eine Sache, die in ihrem Dienste ein unerhörtes Verbrechen war. Den ganzen Mittag redeten sie nur von Dienst-Sachen, geriethen sehr oft in Streit mit einander, und wurden nicht selten grob. Dabey bemerkte ich aber, daß Einige nur bis zum zweyten Gange sitzen blieben. Andre hingegen sich hinsetzten, als der Braten kam. Als ich den Wirth hernach um die Ursache fragte, antwortete er mir: „Ach! die Herrn speisen nur „halb.“ Weil sie nemlich von ihrem Herrn schlecht bezahlt würden; so accordierten sie nur auf die Hälfte einer Mahlzeit. Mein Unwille über die ungesitteten Leute verwandelte sich bey dieser Nachricht in Mitleiden. „Ist es erlaubt,“ sagte ich zu mir selbst, „daß „ein Fürst, der nie Krieg zu befürchten hat,

„aus bloßer elender Eitelkeit oder aus Spiel-
„werk, eine Menge armer Leute, durch Ehr-
„geiz oder andre Mittel, anlockt, seine Uni-
„form zu tragen, sie dadurch unfähig macht,
„auf andre redliche Art sich zu ernähren, und
„sie dann darben läßt? O! ihr kleinen Ty-
„rannen!“

Ich gieng nach Tische in der Stadt spa-
zieren, und fand, daß alles in derselben ärm-
lich und nahrungsleer aussah. Des Abends
fuhren indessen viel Kutschen, wovon die Ver-
goldung aber zum Theil sehr matt aussah,
weil sie schon manchen Herrn mogten gehabt
haben, in das Schloß. Nach der Menge
von Officieren zu urtheilen, die ich hie und
da erblickte, hätte der Fürst eine große Armee
haben müssen, allein man versicherte mich
das Gegentheil, obgleich er noch immer, nach
Verhältniß des armen Ländgens, zu viel
hielt. Doch traf ich Haufen Soldaten in
allen Gassen an, so daß ich mich des possier-
lichen Gedankens nicht erwehren konnte, man
liesse

liesse täglich ein Commando von ihnen aufziehen, das durch die Straßen spazieren müßte, um die Fremden dadurch zu blenden.

Den folgenden Tag gieng ich an den Hof, wo alles vollkommen in eben dem Geschmacke war. Da sahe man ein ganzes Heer von nicht bezahlten Hofleuten, denen die Noth auf jedem Rock-Knopfe saß, nebst einigen Jünglingen, dergleichen, durch Eitelkeit geblendet, um etwa ein Schüsselchen zu tragen, viele an solchen Höfen sich Dienste geben lassen, wo sie alten Männern, welche ihr Vermögen längst im Dienste zugesetzt haben, vorgerückt, und dann, wenn auch sie in Schulden bis über die Ohren stecken, und um Gehalt bitten, in Gnaden entlassen werden, um andern Ankömmlingen Platz zu machen. Das nennt man an einigen Oertern: junge Leute bilden, sie den Dienst lehren. *

L 2 Auch

* Es wird nicht unnütz seyn, dem Leser hier ins Gedächtniß zurückzurufen, daß die etwas boshaften

Auch war ein Gesandter von einem Hofe da, den man sich erbethen hatte, obgleich man nie das geringste Geschäfte mit demselben haben konnte. Dieser Gesandte lachte in seinem Herzen des ganzen Werks, und schrieb darüber die lustigsten Briefe an seinen Herrn. Indessen gefiel mir der Kerl mit seinen Ordens-Bändern auch gar nicht. Er hatte so etwas unnachahmlich Bedeutendes in seiner Gesticulation, wenn er sprach, und dabey einen Augenschnitt und Blick, der mir höchst zuwieder war. Auch erfuhr ich, er sey würklich ein schlechter, stolzer Kerl, habe an einem

andern

haften Schilderungen, welche der Herr von Weckel hier von Höfen macht, zwar damals alle nach der Natur copiert, aber vor mehr als eilf Jahren geschrieben sind. Alle diese Höfe sind nachher, unter den vortreflichen Nachfolgern der damaligen Herrn, gänzlich auf einen andern Fuß gekommen, und wir können stolz darauf seyn, daß diese Gemälde itzt auf keinen deutschen Hof mehr passen.

andern Hofe viel Cabale gemacht, und bekleide diese Stelle nur seines Vermögens wegen. Seine Frau war artig genug, doch hatte sie sich etwas von dem gezierten vornehmen Wesen angewöhnt, welches sie, die zu einer guten Hausfrau geschaffen schien, recht übel kleidete.

Die erste Dame in der Stadt war ein langes, hageres, unangenehmes Weib, mit einer großen Warze auf der Nase. Weil ihr Mann der Einzige von der Dienerschaft, der Vermögen für sich hatte, und auch in der That ein rechtschaffener, vernünftiger Mann war, folglich dem Hofe auf alle Art Ehre machte; so zog man die Frau sehr vor. Dies hatte aber eine so unleidliche Creatur aus ihr gemacht, daß man nicht wußte, ob man über sie lachen oder sich ärgern sollte. Ohne die geringste Erziehung zu haben, wollte sie in Allem den Ton angeben, Sprachen reden, die sie nicht verstand, sich in Geschäfte mischen, Leute in den Dienst bringen, und das

Ansehen haben, in großem Briefwechsel zu stehen, da doch ihre Kammerjungfer sogar ihre Liebesbriefe für sie schreiben mußte. Denn sie war nicht ohne Forderungen von der Seite, sondern hielt sich immer einen jungen Officier, der den Freund vom Hause machte. So häßlich und alt sie nun war; so kleidete sie sich doch wie das jüngste Mädgen, war aber sehr zu Vapeurs geneigt, fürchtete jedes Thier, fuhr bey jedem Geräusche zusammen, und war, mit Einem Worte, eine Närrinn.

Eine andre von denen Stadt-Damen, eine Witwe, war durch schlechte Wirthschaft in große Schulden gerathen. Sie war hübsch, und da ihr sinkendes Vermögen ihr nicht mehr erlaubte, viel an Putz zu wenden, die Hälfte ihrer Garderobe auch gewöhnlich versetzt war, und die Schuldleute oft mit Verhaft droheten; so erfand sie allerley Finanz-Operationen, hielt sich reiche Liebhaber, unter Juden und Christen, die eine Zeitlang von ihr gerupft wurden, betrog im Spiele, und

bezahlte nicht, wenn sie verlohr. Kein Fremder kam an den Hof, den sie nicht, wenn er ein bisgen Geld hatte, an sich lockte — Doch, ich kann Ihnen ohne Aerger nicht mehrere von den Originalen beschreiben, die ich an diesem Hofe antraf. Auch wurde ich hier bald fertig, und gieng nach . . . .

Ich fand diesen Hof auf einen gelehrten Ton gestimmt. Jedermann sprach von Wissenschaften, Literatur und Künsten, und die Hofleute affectirten, immer zerstreuet und beschäftigt zu seyn. Die Hauptrolle aber spielte ein französischer Chevalier, der indessen, wie man mir sagte, einst Comödiant gewesen seyn soll. Diesen Aventurier hatte der erste Minister verschrieben, ein Mann, welcher für einen großen Geist und Weltweisen gelten wollte, dessen Haus eine Academie war, wo beständig ein Haufen windvoller Köpfe die Vorkammer ausfüllten, und einen jeden witzigen Einfall des Mäcenaten auffiengen. Dieser Minister machte sich eine Ehre daraus, öf-

 fent-

fentlich den Freygeist zu spielen, welches denn freylich bewies, daß er ein eben so schlechter Staatsmann als Mensch war. Er war in der Jugend Officier in französischen Diensten gewesen, hatte gelesen, und von allem etwas aufgeschnapt, und durch Geschwätz sein Glück gemacht. Itzt sprach er wenig, aber was er vorbrachte waren Sentenzen.

Gerade an dem Tage, da ich ankam, wollte Abends der Hof ein französisches Trauerspiel aufführen, deswegen nun eilte ich, mich vorstellen zu lassen, um dies mit anzusehen. Es war Zaire, von Voltaire. Der Fürst, ein äusserst kalter Mensch, machte, wie sich versteht, den jeune amoureux, die ärgste Coquette in der Stadt, eine Hofdame, die mit Serenissimo sehr vertrauet war, spielte seine Zaire, und den Orosman machte der Chevalier, der eine ganz feine Stimme hatte. Das Ganze war in seiner Art würklich sehenswerth.

Ich

Ich fand noch andre Fremde am Hofe, an welche ich mich bald schloß, weil sie mir ausnehmend gefielen, und weil sie, so wie ich, Beruf zu haben schienen, die lächerlichen Sachen von einer lächerlichen Seite anzusehen. Diese Fremde waren nemlich: erstlich, ein fremder Gesandter, der mit seiner Frau hier durchreisete. Diesem Manne blickte feiner Verstand und Redlichkeit aus den Augen, nur schien er kränklich, sie aber war ein schönes, herrliches Weib, voll Seele, Talent und Gefühl. Dann war noch mit ihnen dort ein Mann, der an Höfen grau geworden ist, itzt aber auf seinen Gütern sich selbst lebt, oft die nachbarschaftlichen Fürsten besucht, von ihnen sehr geehrt wird, ihnen die Wahrheit sagt, und dann wieder zu Hause der Natur im Stillen nachforscht. Der Mann hat eine ungezwungene, immer gleiche Heiterkeit, welche mich überzeugt, daß er sich von den Fesseln der Leidenschaften losgemacht hat. Wir saßen neben einander hinter der Gesandtinn, und seine wahrhaftig witzige Ein-

fälle liessen uns bey der Vorstellung des Trauerspiels gewiß keine Thränen vergiessen, wenn dies auch sonst möglich gewesen wäre.

In der Stadt machte ich wenig Bekanntschaften. Ein Pärchen nahm ich indessen auf das Korn, welches mir sehr übel gefiel. Mann und Frau waren gleich gedreht, gleich weibisch, gleich gezwungen. Die Frau sprach immer ganz leise, und zierte sich gewaltig; Der Mann trug ihr stets ein seidenes Mäntelchen nach, damit sie sich vor jedes Lüftgen schützen könnte; Man roch ihren beyderseitigen Puder auf zwanzig Schritte; Uebrigens sagte man mir, er besorge allein den Haushalt und die Küche, sey überhaupt sehr geschickt, und könne, unter andern, über hundert Karten-Kunststücke. Und, denken Sie nur! auch dieser Mann war einst Gesandter eines großen Hofs gewesen, lebte itzt hier vor sein Geld, und wurde deswegen sehr vorgezogen.

Doch, ich schliesse meine Erzählung. Schon den 21sten September reisete ich wieder fort, weil ich Nachricht erhielt, daß meine Mutter unpäßlich sey, und kam ich den 23sten bey ihr an.

Hier haben Sie, mein lieber Hohenau! einen Auszug aus meinem Reise-Journale! Denken Sie indessen ja nicht, daß ich nur das Lächerliche aufschreibe, wenn gleich ich, um Sie zu belustigen, Ihnen heute blos solche Bilder vor Augen lege! Nein, mein guter Mann! Ihr Freund, der gern über Thorheiten und Laster spottet, fühlt doch gewiß eben so lebhaft den ganzen Werth der Tugend und Schönheit, und ich habe auch auf dieser kleinen Reise viel schätzbare Menschen kennen gelernt, mit denen ich Sie gelegentlich bekannt machen will, und die bey mir in einem eigenen Buche verewigt stehen.

Nun muß ich Ihnen noch sagen, daß ich bald das Vergnügen zu haben hoffe, Sie in

Göttingen zu umarmen. Das kann etwa gegen den 10ten Januar künftiges Jahrs geschehen. Ich habe einen Oncle nicht weit von Hanau, den ich nothwendig sprechen muß. Zudem bin ich noch nie in diese Gegend von Deutschland gekommen, die man mir doch als ein Paradies beschrieben hat. Lange darf ich zwar nicht ausbleiben, denn ich werde nicht auf lange Zeit Urlaub bekommen, doch hoffe ich bis Straßburg hinauf zu gehen, und wenigstens ein paar Tage bey Ihnen zuzubringen, und Ihnen die Versicherungen der treuesten Ergebenheit wiederholen zu können, mit welcher ich stets seyn werde,

Ihr

treuer Diener,

Franz von Weckel.

Dreyzehnter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller, in Cassell.

Amsterdam den 20sten December 1769.

Hochedler Herr!

Ich danke Denenselben für Dero gütigen Avis in Betreff meines Sohns. Nun glaube zwar nicht, daß derselbe sich so weit vergessen wird, obwohlen er sehr flüchtig und noch gar nicht solide ist, daß er sich in ein dergleichen, auf nichts Reelles abzielendes Engagement, ohne meinen Consens, sollte einlassen, maaßen er leichtlich vermuthen kann, daß bey Ew. Edlen bekannten unglücklichen Umständen ich nimmermehr eine solche Partie würde billigen können; dennoch aber will ich alle Präcaution gebrauchen, um ihn von den thörigten Ausschweifungen, zu wel-

chen er etwa durch Dero Jungfer Tochter könnte verleitet werden, abzuhalten.

Wiederhole also nochmals meinen höflichen Dank, bedaure, daß Dero jetzige Situation nicht so ist, wie von Herzen wünschte, und verharre,

Ew. Edlen

dienstwilliger Diener,

David von der Hörde.

P. S.

Ich habe kürzlich durch jemand, der auch fallirt hat, eine ansehnliche Summe eingebüßt.

Vierzehnter Brief.

Dieser Brief gelange an den Mosje Christoph Birnbaum, in Diensten bey dem jungen gnädigen Herrn, in Göttingen. *

Urfstädt den 18ten December 1769.

Gott zum Gruß!

Mein allerliebster Mosje Birnbaum!

Ich kann nicht unterlassen an Ihn zu schreiben, und Ihm herzlich zu danken vor das Schreiben, so Er an mich hat gelangen lassen. Ach du lieber Himmel! was wollte ich auch anfangen, wenn Er die Treue thäte brechen, und mich unglückliches Mädgen sitzen

lassen.

* Man hat mit Vorsatz die fehlerhafte Schreibart, darinn dieser Brief geschrieben war, nicht beybehalten.

lassen. Ich traue fest auf Sein Versprechen, welches Ihm muß bewußt seyn, wie oft Er mir's gethan hat, und dabey geflucht und geschworen. Auch halte ich fest auf meine Ehre, und bin nicht wie wohl Andre sind, als die Haushälterinn auf dem Amte, die neue, mit der großen Haube. Das weiß doch jedermann, in welchen Lüsten die mit dem Informator lebt, mit dem Mosje Kranz. Aber ich denke immer, was geschrieben steht: Ich verachte das, was hinter mir ist, und strecke mich nach dem, was fornen ist, denn mit solchen gottlosen Leuten hat es doch niemals ein gutes Ende, wie man auch gesehen hat an dem Sohn von dem Herrn Reitmeier, der die Liesebeth hat sitzen lassen, und nun soll er in die weite Welt nach Frankfurt und Paris gegangen seyn, und sich zu den Freymaurern halten.

Da ist denn auch in der Stadt ein Pärchen angekommen. Er schreibt sich Herr Becker, und die er bey sich hat, ist ein hübsches

sches Mensch, aber ich glaube nimmermehr, daß es seine Frau ist. Sie soll auch immer weinen, wenn sie allein ist, und hat doch gewiß schöne Kleider und Sachen.

Nun! was ich noch sagen wollte, mein herzallerliebster Schatz, denn das Schreiben wird mir etwas sauer, behalte Er mich lieb, und hüte Er sich vor bösen Wegen. Wenn Er nur erst wieder hierher kömmt! Das sollte ein Leben werden, die ich allstets bin

Seine

bis in den Tod getreue

Anna Sievers.

Funfzehnter Brief.

An den Herrn Hauptmann von Weckel.

Göttingen den 29sten December 1769.

Empfangen Sie, theuerster Freund! meinen aufrichtigen Dank für Ihren allerliebsten, muntern Brief, und für die Erzählung Ihrer Reise-Begebenheiten. Wir haben Beyde, Herr Meyer und ich, gar herzlich bey Lesung derselben gelacht. Es ist wahr, daß Sie eine ganz eigene Art haben, die Sachen in ein comisches Licht zu setzen, und ich leugne nicht, daß ich es für ein großes Unglück halte, Ihnen den geringsten Anlaß zu geben, etwas von der Art an einem zu bemerken. Dennoch sind Sie ein gütiger, nachsichtsvoller Freund, und ich bin doppelt stolz auf Ihre Freundschaft, wenn ich bedenke, wie fein Sie jede Thorheit, jedes Gebrechen fühlen.

Könnte ich Ihnen nur auch etwas Interessantes schreiben! Vielleicht habe ich indessen bald Gelegenheit dazu, denn wir reisen morgen mit dem jungen Hundefeld zu seinen Eltern auf das Land. Dort könnte ich wohl Materialien zu einem Pendant gegen Ihr Hof-Gemälde, in der Nachbarschaft, bey Landjunkern, Beamten und Predigern, aufsammlen, wenn ich nur die Geschicklichkeit hätte, es hernach so gut, wie Sie, zu Papier zu bringen!

Doch, das werde ich ja nicht nöthig haben, denn ich kann es Ihnen bald mündlich erzählen, und die angenehme Hofnung, welche Sie mir machen, in einigen Wochen zu uns nach Göttingen zu kommen, erfüllt mich mit der lebhaftesten Freude. Wie kurz werden die paar Tage unter den angenehmsten Gesprächen hinfliehen! Wir erwarten Sie mit ofnen Armen.

Hundefeld verspricht mir viel ländliches Vergnügen. Sein Vater soll ein braver

Mann seyn, und seine Schwester, wie man sagt, ein allerliebstes junges Mädgen. Er selbst, der Bruder, ist ein sanfter Junge, voll Adel, Güte und Talent. Er liebt Musik, so sehr als ich, und spielt das Clavier recht hübsch. Er ist fast mein einziger Umgang, und wohnt mit uns in demselben Hause.

Unterdessen lernt man doch auch auf einer Universität eine gar große Verschiedenheit von Characteren kennen. Zwar sind da noch mehrentheils nur halb gebildete Menschen, aber die verschiedenen Anlagen und Neigungen, die sich hier ganz zwanglos entwickeln, geben doch zu mancher lehrreichen Bemerkung Anlaß.

Gegen uns über wohnt unter andern ein junger Herr von Reyherberg, der, nebst einer kleinen munteren Gesellschaft, seine ganze Beschäftigung daraus macht, lustige, doch im Grunde eben nicht schädliche Streiche auszuführen, Philister und Juden zum Besten zu

haben,

haben, und überhaupt witzige Späße zu ersinnen. Nun ist es wahr, daß man sich nicht genug über den Reichthum ihrer Ideen verwundern kann. Was könnten diese Menschen nicht, mit ihrer Thätigkeit und Erfindungskraft, die itzt eine gänzlich zwecklose Richtung bekommen, in der Welt ausrichten?

Gestern waren ihrer sechs oder acht mit Extrapost zu einem Beamten gefahren, der ein erzdummer Kerl und so ehrgeizig ist, gern vornehme Gäste zu bewirthen. Einer von ihnen gab sich also für einen fremden Prinzen aus, und die Andern hatten, in geborgten Kleidern und Livreen, die Rollen von den Personen seiner Suite zu spielen. Sie hatten ihre Comödie so vortreflich studiert, daß der Beamte gar keinen Verdacht bekam, sondern sie auf's Prächtigste tractirte.

Ein andermal lernten sie ein Chor auswendig, welches die Schüler des Morgens auf der Straße zu singen pflegen. Sie sun-

gen dies mitten in der Nacht vor den Häusern ab, wodurch die Leute, voll Schrecken, aufgeweckt wurden, und den Morgen verschlafen zu haben glaubten.

Einer von ihnen hat eine kleine Handbuchdruckerey. Da drucken sie denn allerley Nachrichten, und locken dadurch oft eine Menge Menschen in ein entlegenes Wirthshaus, um entweder einen angekündigten Zwitter, einen weissen Bären, oder so etwas zu sehen.

Wenn ein Fremder in einem Gasthofe einkehrt; so schleichen sie sich, indeß er etwa unten am Wirthstische speiset, oder sonst, auf sein Zimmer, und nähen ihm sein Nachtkamisol um eine Handbreit ein, da dann der Fremde, wenn er es anziehen will, mit Schrecken wahrzunehmen glaubt, daß sein ganzer Leib geschwollen sey, und dergleichen Scherze mehr, die oft mit einem Witze ersonnen sind, der zu bessern Vorwürfen genützt werden könnte.

Herr Meyer ruft mich ab. Auch will ich Sie nicht länger mit Schilderungen aus dem Studenten-Leben aufhalten, die Sie sehr wenig interessiren werden.

Leben Sie herzlich wohl, lieber Freund! und vergessen Sie nicht

Ihren

treu gehorsamsten Diener

Carl von Hohenau.

Sechzehnter Brief.

An den Herrn Meyer, in Göttingen.

Urfstädt den 4ten Januar 1770.

Mein lieber Freund!

Sie werden, wenn Sie diesen Brief erhalten, von Ihrer kleinen Reise zurückgekommen, und wieder in Göttingen seyn. Der Herr von Weckel ist der Ueberbringer desselben; ich hoffe, daß er Sie gesund und zufrieden antreffen wird.

Es würde mir lieb seyn, wenn mein Carl die Erzählung von dem, was ihm auf dem Landgute des Herrn von Hundefeld merkwürdig vorgekommen ist, welche er seinem Freunde versprochen hat, auch mir mittheilte. Ich mag gern sehen, auf welche Art der junge

Mensch beobachtet, und was vorzüglich seine Aufmerksamkeit gewinnt.

Für Ihre Lebensgeschichte, mein redlicher, aufrichtiger Freund! welche mir unser guter Müller überbracht hat, bin ich Ihnen sehr verbunden. Wenn das Schicksal nicht auf ganz ausserordentliche Art meine Plane vereitelt; so sollen Sie nicht Gelegenheit finden, von der andern Hälfte Ihrer Laufbahn ein solches Gemälde zu machen. Armer Mann! was haben Sie bis itzt gelitten! Und das in so wenig Jahren! Wir wollen uns nie trennen, sondern künftighin Hand in Hand die kleinen unvermeidlichen Abwechselungen, die uns, bey der kurzen Reise durch dies Leben, aufstößen werden, mit heiteren Stirnen ruhig erwarten, und sie vorübergehen lassen.

Weil ich Ihnen nun auch den Roman meines Lebens versprochen habe; so will ich Ihnen denselben stückweise zuschicken. Hier haben Sie die erste Hälfte davon! Sie wer-

den finden, daß ich meine jugendlichen Verirrungen sehr ungeschminkt Ihnen vor Augen lege, welches Ihnen, wie ich hoffe, eine Probe des uneingeschränkten Zutrauens, und der unbegrenzten Hochachtung geben wird, mit welcher ich stets seyn werde,

Ihr

Ihnen ganz ergebener

Leidthal.

* * *

Mein Vater versäumte nichts bey meiner ersten Erziehung. Er selbst war ein sehr guter, geschickter und vernünftiger Mann, und das Schicksal hatte ihn in Vermögens-Umstände gesetzt, die ihm alle Mittel darbothen, für die Ausbauung meiner natürlichen Talente zu sorgen. Wir wohnten des Winters in der Stadt, und im Sommer auf den Gütern,

tern, wohin mein Vater alsdann meine Lehrer mit sich nahm, so daß ich in Wissenschaften und Künsten einen ununterbrochenen Privat-Unterricht genoß.

Nicht weit von uns wohnte des jungen Hohenaus Großvater, ein alter würdiger Officier, dessen Glücks-Umstände aber nicht glänzend waren. Er hatte einen einzigen Sohn, den Vater meines Carls, der mit mir von gleichem Alter, und ein vielversprechender Knabe war. Weil nun mein Vater mit Recht glaubte, daß Nacheiferung bey jeder Bemühung einen stärkeren Antrieb gäbe; so bath er den alten Obristen von Hohenau, ihm die Erziehung seines Sohns anzuvertrauen. Dies wurde ihm leicht zugestanden; Der junge Mensch kam also in unser Haus, und als der alte Obrist bald nachher starb, ohne einiges Vermögen zu hinterlassen; so wurde mein Gespiele so lange als ein Bruder mit mir auferzogen, bis mein Vater starb, da dann meine Vormünder dem jungen Hohenau

eine

eine Officiers-Stelle kauften, welche Trennung uns sehr schmerzhaft war, die wir ein festes Freundschafts-Band geschlossen hatten, welches auch bis in unsre männliche Jahre festhielt, wie Sie demnächst erfahren werden.

Als mein Vater starb, war ich nicht völlig funfzehn Jahr alt. Meine Vormünder vertraueten mich also der Aufsicht eines würdigen alten Manns an, der schon viel junge Leute gebildet, und selbst Kinder hatte. Bey diesem wurde ich in Pension gethan, und brachte daselbst beynahe fünf Jahre zu, in welchen ich meine Studien fleissig fortsetzte.

Wenn hier etwas an meiner Erziehung versehen wurde; so war es, daß man mich auf einmal zu einem gelehrten Greise machen wollte, daß man einen lebhaften Jüngling, in diesen Jahren der Fröhligkeit, nur beständig mit Wissenschaften vollpfropfte, und daß man mich zu wenig mit öffentlichen Lustbarkeiten und allerley Vergnügungen bekannt

machte,

machte, wovon ich doch in meines Vaters Hause, der sehr prächtig lebte, schon den Vorschmack genossen hatte. Da kam es dann, daß ich freylich aus Ehrgeiz und Eitelkeit sehr viel lernte, daß mir aber auch die Freuden der großen Welt so ganz fremd wurden, daß, als man mich im Jahr 1737 mit einem Hofmeister nach Leipzig schickte, ich in allerley Ausschweifungen verfiel. In der Pension war ich wie in einem Kloster gewesen, und mein itziger Hofmeister war im Gegensatze ein Mann, der mir zuviel Freyheit ließ, weil es ihm nur darum zu thun war, sich auf meine Unkosten gute Tage zu machen. Wir giengen zwar ordentlich in unsere Collegia, aber jeder Augenblick, den wir für uns hatten, wurde den Lustbarkeiten gewidmet, und da es mir nicht an Gelde fehlte, und wir muntere Leute waren; so wurden wir in den ersten Häusern mit ofnen Armen aufgenommen.

Mein Führer war auch ein Liebhaber von Schauspielen, ein schöner Geist, der für das

deutsche Theater, welches freylich zu der Zeit noch sehr zurück war, arbeitete, indem er allerley Stücke übersetzte, auch Prologen und Epilogen machte.

Damals befand sich eine Gesellschaft Schauspieler in Sachsen, deren Vorstellungen wir nicht nur immer beywohnten, sondern mit denen wir auch, durch meines Hofmeisters Schöngeisterey, bald in Verbindung kamen. Eine junge Schauspielerinn, die in allen Künsten der feinen und groben Coquetterie ausgelernt hatte, spielte dabey die ersten Liebhaberinnen. Wir sahen sie oft; Ich war ein junger feuriger Mensch, in der Blüte meiner Jahre, noch wenig mit dem weiblichen Character bekannt, und fähig, jedem Eindrucke mein Herz zu leihen, und so war es denn nicht schwer zu begreifen, warum ich ihren Künsten nicht wiederstehen konnte, und eine heftige Leidenschaft zu diesem Mädgen faßte, wobey mein Führer beyde Augen zudrückte. Zu Geschenken, kleinen vertrauen-

ten

ten Gastmalen und Partien, über welche ich meine Studien versäumte, giengen große Summen aus meinem Geldbeutel. Meine Vormünder schöpften Argwohn, erkundigten sich nach unserer Aufführung, und konnten es kaum glauben, als sie hörten, daß ich mich allerley Ausschweifungen überliesse, und daß ein so fleissiger, solider junger Mensch in so kurzer Zeit, und unter den Augen eines Hofmeisters, sich so habe verändern können — Das alles hatte ein Mädgen gethan.

Nach genauerer Untersuchung schickten sie mir um Ostern 1739 einen sicheren Mann, liessen mich schleunig von Leipzig abholen, dankten meinen Gesellschafter ab, und liessen mich nach Jena führen, woselbst ich einen andern Hofmeister, einen steifen, pedantischen Magister, bekam.

Dies war wieder nicht das rechte Mittel, mich zu bessern. Der rauhe Ton in Jena und der Umgang mit einem Pedanten waren

einem Menschen von meiner Erziehung und meinem Temperamente so unerträglich, daß ich zwar aus Verzweiflung fleissig studierte, aber nur den Zeitpunct erwartete, da sich die Fesseln abschütteln könnte. Ich ließ mich daher im Jahre 1740 mündig erklären, gieng von Jena fort, reisete an einige deutsche Höfe umher, und nahm das Jahr darauf in . . . . . Kriegs- und Hof-Dienste.

Hier hatte ich eine Menge kleiner Liebeshändel, und wurde in unzählige Hof-Cabalen verwickelt, mit deren genauer Erzählung ich Sie nicht ermüden will. Doch, die Hauptsache:

Die Herzoginn war, wie bekannt, ein schönes, aber wollüstiges, stolzes, geiziges und ränkevolles Weib. Ihrem alten Gemahl, der alle nur mögliche Gefälligkeit für sie hatte, begegnete sie mit der ausgezeichnetesten Verachtung. Statt sich ein wenig nach seiner Gemüthsverfassung zu richten,

suchte

suchte sie sich unter ganz jungen Leuten einen Anhang zu machen. Mit diesen schwärmte sie umher, gab kleine Bälle, und machte allerley Partien, wobey nicht selten die Anständigkeit bey Seite gesetzt wurde, und dem alten Herzog die Stirne juckte.

Nun! da ich jung war, und alle Arten von Vergnügungen liebte; so läßt sich's begreifen, daß ich mich lieber zu diesem Haufen munterer Leute, als zu der Partie des Fürsten hielt. Auch hatte dieser im Grunde keine Partie, denn alle diejenigen Leute, welche er, aus dem Staube hervor, zu reichen, angesehenen Männern gemacht hatte, zeigten ihm, durch ihre Aufführung, nicht die geringste Dankbarkeit. Sie trotzten ihm, glaubten sich ihm nothwendig gemacht zu haben, betrogen ihn, wo sie konnten, bereicherten sich, kauften Güter ausser dem Lande, um einst der Rache des Erbprinzen nicht in die Hände zu fallen, der arme schwache Herr erzog indessen immer wieder neue junge Leute, hofte

endlich einmal einen dankbaren Freund zu finden, und wurde jedesmal getäuscht.

Es waren wohl an dem Hofe ein paar redliche Minister, aber diese hatten nicht Muth zu reden. Der Eine, welcher sehr religiös war, seufzete nur im Stillen über das Unglück, und der Andere hatte nicht viel Vermögen noch Gehalt, deswegen durfte er es mit der Rotte der Günstlinge, welche immer zum gemeinschaftlichen Betrug sich die Hände reichten, nicht verderben, damit man ihn nicht ums Brod brächte.

Ich darf wohl sagen, daß ich, durch meine Lebhaftigkeit, munteren Witz und einige Talente, ein Jahr hindurch die erste Rolle bey dem lustigen Hofe der Herzoginn spielte. Darum glaubte nun endlich der arme furchtsame Herzog, der dies merkte, mich gewinnen und auf seine Seite ziehen zu müssen. In meinem Herzen fand er auch leicht die Disposition, ihm gefällig zu seyn, denn ich

hatte gewiß Redlichkeit genug, zu fühlen, wie unedel es sey, den mit Füßen zu treten, dessen Brod man ißt, und zudem wurde ich's, gewisser Umstände wegen, sehr überdrüssig, mit der ausgelassenen Bande seiner Gemahlinn herumzuziehen.

Es fand sich an dem Hofe eine Dame, die, aller Ränke voll, bey Ihrer gnädigen Frau eine Rolle zu spielen anfieng, die mir von jeher zuwieder gewesen ist. Sie führte derselben nemlich einen jungen Garde-Officier zu, und unsere Bälle fiengen bald an den holländischen Spiel-Häusern gleich zu sehen. Man verlohr sich paarweise, und kam dann, mit geschwollenen Köpfen und in Unordnung gerathenen Frisuren, einzeln, durch verschiedene Thüren wieder, welches mir sehr übel gefiel. Also brach ich kurz ab, und suchte nun auf alle Art meinem mir mit Güte zuvorkommenden Herrn mich gefällig zu machen.

Sobald die Herzoginn merkte, daß ich ihre Partie verlassen hatte, warf sie einen tödlichen Haß auf mich, und machte mir, wo sie konnte, Verdruß. Von der andern Seite, sobald ich das gewahr wurde, und ich mich in der Gunst ihres Gemahls fest glaubte, trieb mich auch Stolz und Lebhaftigkeit, nichts zu unterlassen, ihr jedes Uebel zu erwiedern.

Ich machte sogar, als ein junger unerfahrner Mensch, den kühnen Plan, meinem guten Herrn seine Würde wiederzugeben, ihm die Augen über das Spiel zu öfnen, welches die Bande schlechter Menschen mit ihm trieb, und den ganzen Hof von dem elenden Gesindel zu säubern. Armer Jüngling! welche Keckheit, gegen alte ausstudierte Hofleute zu Felde zu ziehen! Das muß ich bekennen, daß ich mich in der That in kurzem furchtbar machte, aber um desto heimlicher baueten sie ihre Minen, schmeichelten mir äusserlich, und legten mir dabey die feinsten Schlingen.

Einer unter ihnen, für welchen der Herzog sehr viel Liebe hatte, war ein durchtriebener schlechter Kerl, und lebte mit der kuppleri-schen Hofdame in der schändlichsten Verbin-dung. Diesen Abschaum des weiblichen Ge-schlechts aber wollte der Fürst, um sich Luft zu machen, heimlich in ein Kloster stecken. Mir gab er den Auftrag, dies zu bewerkstel-ligen, und ich übernahm ihn, nach einiger Weigerung. Allein, der schwache Mann ver-trauete den Plan bald wieder der bösen Rotte, alles wurde hintertrieben, und die Sache blieb auf mich hängen.

Als sie mich nun so thätig gegen sich sa-hen, vereinigten sich alle Parteyen, meinen Sturz zu befördern. Sie setzten unerhörte Maschinen in Bewegung, denen ich zwar durch List und Muth auswich, allein, da sie künstlich genug waren, mir nach und nach die Mittel abzuschneiden, den Herrn oft allein zu sprechen, und er selbst furchtsam und schwach war; so merkte ich wohl, daß ich,

mit aller Thätigkeit Gutes zu würken, am Ende nichts ausgerichtet hatte, als den ganzen Hof gegen mich aufzuhetzen, und noch dazu für einen ränkevollen Menschen zu gelten. Ich blieb noch eine Zeitlang da, verhielt mich duldend, und nahm endlich, nach vierjährigem Dienste, meinen Abschied.

Meine Gesundheit war durch Unruhe und unordentliches Leben sehr zerrüttet worden; also beschloß ich zu reisen, um mich zu erholen. Ich schrieb aber an meinen alten Freund Hohenau, er mögte mich begleiten. Dieser hatte indessen auch manches Schicksal gelitten, wovon ich Sie gelegentlich unterrichten will. Sein liebes Weib war eben gestorben; ich bath ihn daher, mit mir zu reisen, um sich zu zerstreuen. Wir reiseten ein Jahr lang umher, wurden aber in Italien auf die unglücklichste Art von einander getrennt (wie Sie einmal hören werden, * wenn ich Ihnen seine

* Man sehe den drey und zwanzigsten Brief.

seine Geschichte erzähle), worauf ich, des Lebens in der Welt müde, mismüthig, betrogen, mit mir selbst nicht in Frieden, von der Herzoginn aller Orten verfolgt, beschloß, mich eine Zeitlang unter fremden Nahmen versteckt zu halten, * theils um meinen mir entrissenen Freund aufzusuchen, theils um indessen von meinen Feinden vergessen zu werden.

Allein, dies stille, unbemerkte Leben war noch nicht für mein unruhiges Herz, und alle Mühe, meinen verlohrnen Freund aufzuspüren, war auch vergebens. Da ich nun mit dem würdigen Minister von . . . Bekanntschaft in Wien gemacht hatte; so schlug mich dieser dem Herzoge von . . . zum Hofmeister bey seinem Prinzen vor, obgleich ich noch nicht acht und zwanzig Jahr alt war, und oft selbst eines Mentors bedurft hätte. Der

* Man erinnere sich, was im ersten Briefe Seite 31 steht.

rechtschaffene Minister bewog mich indessen, diese Stelle im Jahr 1745 anzunehmen, versprach mit Rath mir beyzustehen, und ich, um allem Verdrusse fernerhin auszuweichen, unterrichtete ihn gänzlich von meinen bisherigen Schicksalen.

Der Herzog war ein gutgearteter Mann, dem es nicht ganz an Vernunft fehlte, der aber Ruhe und Freude liebte, und aus Bequemlichkeit nicht fest in seinen Entschlüssen, also leicht umzulenken war. Er ließ sichs gefallen, daß ich den Prinzen erziehen sollte, und lächelte freundlich Beyfall zu allem, was ich ihm von meinem Plane, wie ich es mit der Erziehung anfangen würde, vortrug. Der Knabe hingegen war ein böser, tückischer Bube. Ich fand gleich anfangs so viel Wiederstand bey meinen Bemühungen, und hatte soviel Verdruß, daß es mich bald reuete, die Stelle angenommen zu haben. Die Herzoginn hatte auch eine thörigte Affenliebe zu ihrem ungezogenen Prinzen, und deswegen

waren

waren mir die Hände gebunden, daß ich nie durchgreifen konnte, also kein Ansehn hatte.

Es regierten aber drey Minister an dem Hofe. Der Eine, der mich in den Dienst gebracht hatte, lobte mich ohne Unterlaß gegen seinen Herrn, aus Enthusiasmus, auf eine zu übertriebene Art; Der Andre, der dieses Mannes Feind war, haßte mich, weil er mich als desselben Creatur ansah, und wenn er auch nicht offenbar schlechte Dinge auf mich bringen konnte (obgleich ich noch immer glaube, daß meine auswärtigen Feinde ihn auch dazu gestimmt hatten); so verfehlte er doch nicht, wenn der Fürst mit Vortheil von mir redete, durch ein bedeutendes Lächeln dem schwachen Herrn Verdacht zu erwecken; Und der dritte Minister, der ein Tölpel war, gab immer einem jeden Recht, hielt sich zu dem herrschenden Glauben, und unternahm nie das Geringste, weder zum Guten noch Bösen. So kam es denn, daß der Herzog bald sehr laulich gegen mich wurde, denn

schwache Prinzen, denen man von Jugend auf gezeigt hat, wie oft sie betrogen werden, werden allzeit, wenn sie nicht Lust haben, die Sache genauer zu untersuchen, lieber den Unschuldigen verdammen, als sich des Unterdrückten annehmen. Also hatte ich auch hier mannigfaltigen Verdruß, worunter der nicht der kleinste war, daß ich Wiederstand und Mistrauen bey allem fand, was ich unternahm, und daß der Prinz so unerzogen blieb, als er vor meiner Zeit gewesen war.

Was noch mehr dazu beytrug, mir mein Leben bitter zu machen, war, daß mir die Liebe einen unglücklichen Streich spielte. Ein herrliches sanftes Mädgen, die Tochter eines Generals, erweckte zuerst in meinem, in der großen Welt verwilderten Herzen, eine schuldlose, reine, aber so heftige Liebe, daß meine ganze Seele an ihr hieng. Jeder ihrer Blicke war mir süße Wonne; ich sah nur sie, fand nur an ihrer Seite Glück und Seligkeit, und ich bekenne es gern, als ich

erst merkte, daß ich meiner Bestimmung bey dem fürstlichen Buben nicht würde genugthun können, versäumte ich gänzlich meinen Dienst, und brachte die mehrsten meiner Stunden in dem Hause meiner Geliebten hin. Ich beschloß auch, bey ihrem Vater bald um sie anzuhalten, und meinen Abschied zu fordern, als die Blattern das liebe Mädgen ins Grab streckten. — Noch ist ihr Bild in meinem Herzen, und was ich für sie empfand, habe ich nie wieder für ein weibliches Geschöpf empfunden. Denn glauben Sie, mein lieber Freund! es giebt so manche Arten von Liebe und Freundschaft. Oft wird durch einen guten Menschen ein sympathetisches Gefühl rege gemacht, wenn eine oder mehr Saiten in uns gleich gestimmt sind, aber den ganzen Accord, die vollkommenste Harmonie in allen Tönen in unserer Seele, durch ein anderes liebes Geschöpf in Bewegung gesetzt zu sehen, das Glück hat man nur einmal in diesem Leben —

Nun

Nun war mir freylich der Hof doppelt verhaßt und öde. Es kam aber unterdessen der König von . . . dahin. Er sah mich, ich gefiel ihm, und da er bald die Verfassung durchschauete, in welcher ich in . . . . lebte, und er mich besser gebrauchen zu können glaubte, ließ er mir seine Dienste anbiethen, welche Gelegenheit, mich von da zu entfernen, ich sogleich ergriff. Er machte mich zum geheimen Legations-Rath und Cammerherrn, und nahm mich mit sich nach . . . . .

Es wurden mir hier Geschäfte aufgetragen, in welchen ich unter der Direction des ersten Ministers, Baron . . . . arbeiten mußte. Der Mann war ein herrlicher Kopf, und besaß vorzüglich die Kunst, da es ihm an erster Anführung und Cultur gefehlt hatte, die Kenntnisse anderer Menschen so zu nützen, daß alles durch ihn zu geschehen schien. Ich merkte vermöge meiner Erfahrungen aber auch bald, daß man sich durchaus in seinen Schutz begeben, und keine eigene

Rolle zu spielen versuchen müsse, um nicht von ihm fortgeschafft zu werden.

Ueberhaupt muß man, um am Hofe groß zu werden, anfangs sich sehr klein stellen, alsdann, und sonst nie, hebt jeder den unschädlichen Zwerg in die Höhe. Ich wog desfalls jedes Wort ab, sprach nur durch den Minister, und wenn der König mich um Geschäfte befragte; so redete ich nichts, als wozu ich vorher von jenem Auftrag hatte. Derselbe brauchte mich nun dazu, Dinge, welche ihm, nicht aber mir, gefährlich oder verantwortlich hätten werden können, unserem Herrn, auf eine feine Art, in den Kopf zu setzen. Es versteht sich, daß das keine schlechte Dinge waren, denn sonst würde ich nie die Hände dazu gereicht haben. Wenn der König diese Ideen hernach dem Baron ... sagte; so stellte sich dieser, als wenn ihm das ganz neu sey, willigte darinn, und wenn die Sache unversehens nicht gut ausfiel; so hatte nicht er, sondern der Herr selbst, den Einfall gehabt.

Uebri=

Uebrigens munterte ich, durch gute Laune und Witz (die sich wieder bey mir einstellten, nachdem ich in eine angenehmere Lage gekommen war, und mein Schmerz über den Verlust meiner Geliebten, wie alle menschliche Dinge, nachließ) den ganzen Hof auf, und weil alle Fürsten belustigt seyn mögen, und der ihnen der wichtigste Mann ist, der am kräftigsten die Langeweile von ihrem Hofe verjagt; so fieng ich bald an, mich dem Könige, ohne daß dies mein Plan gewesen war, sehr unentbehrlich zu machen. Dies merkte der schlaue Minister, fand auch oft, zu seiner Verwunderung, daß ich die schwersten Sachen, welche er mir aufgetragen hatte, bey unserm Herrn durchsetzen konnte — „Halt!" dachte er, „hier muß vorgebauet „werden."

Zu dem Endzwecke verdoppelte er seine Freundschafts-Versicherungen gegen mich. Dabey bekam ich aber nach und nach die unangenehmsten Aufträge, und wurde, bey tausend-

tausendfachen Lobsprüchen, so sehr mit Arbeit überhäuft, daß mein Kopf nie frey war, folglich meine muntere Laune auch sehr abnahm. Als der Minister dies auf den gehörigen Grad gebracht zu haben glaubte, nemlich so weit, daß den König (um welchen man indessen andre fröhlige, unterhaltende Leute versammlet hatte) nun nicht mehr so beständig nach meiner Gesellschaft verlangte, obgleich er mich immerfort hochschätzte; so war itzt die rechte Zeit, ihm folgenden Vortrag zu machen: „Jhro Majestät bedürften „eines klugen Mannes zu dem Gesandschafts„posten nach . . . Der Cammerherr Leid„thal sey der tüchtigste Mann hierzu, und „er verdiene diese Ehre als Belohnung für sei„nen wahrhaften Dienst-Eifer. Man müsse „ihn dabey gut bezahlen, und ihm den Titel als „Geheimen Rath geben. Man könne sich auf „niemand so sicher verlassen, als auf ihn" u.s.f.

Ohne Anstand willigte der König, welcher mich zu belohnen meinte, in diesen Vorschlag,

und

und da auch ich denselben ganz gern annahm; so gelung es dem Minister, seinen vermeintlichen Nebenbuhler zu entfernen, und ich gieng 1749 in meinem ein und dreissigsten Jahre als Gesandter nach . . . . . Was mir nun da begegnet ist, sollen Sie nächstens erfahren.

Sieben=

Siebenzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urſtädt.

Göttingen den 16ten Januar 1770.

Mein beſter Vater!

Verzeyhen Sie, daß ich Ihnen ſo ſpät ſchriftlich meine Ehrerbiethung bezeuge. Wenige Tage nach unſerer Zurückkunft von der angenehmſten Reiſe meines Lebens kam der Herr von Weckel bey uns an, und erſt vor drey Tagen iſt er weiter nach Hanau gereiſet. Seine Gegenwart aber hat mich am Schreiben verhindert, beſonders da ich gern zugleich ein kleines Tagebuch meiner Reiſe, wie Sie es befohlen haben, beyfügen wollte, zu deſſen Entwerfung ich nicht eher Muße gefunden habe.

Wir wurden, als wir den 31sten voriges Monaths auf Hundefelds Gut ankamen, von den alten Eltern und der Schwester meines Freundes, die ein gar sanftes, liebenswürdiges Frauenzimmer ist, sehr freundlich empfangen. Sie ist die Güte selbst, und verbindet mit so viel äussern Annehmlichkeiten das beste, gefühlvollste Herz, und so viel Talent — Kurz! ich erinnere mich nicht, je ein Frauenzimmer gesehen zu haben, welche geschwinder meine Hochachtung gewonnen hätte. Dem Vater bin ich um seiner Kinder willen gut; er mag auch ein ganz redlicher Mann seyn, aber er ist äusserst langweilig. In seiner Jugend hat er als Capitain bey den Hannoveranern gedient, ist in Schottland gegen den unglücklichen Prinzen Stuart, und in den brabantischen Kriegen mitgewesen, hat aber nachher seinen Abschied genommen, und da er seit der Zeit nichts Neues um sich her gesehen hat, als ein paar Amtmänner, den Pfarrer des Dorfs, und andre noch rohere Landjunker, er auch nie etwas anders als

eine Chronik und die Bibel gelesen hat; so ist es nun so leer in seinem Kopfe, daß er nur alte Histörchen aus seinen Jugend-Jahren zu erzählen weiß. Diese wiederholt er beständig, ohne es zu merken, biethet sie jedem Fremden, fängt, wenn er fertig ist, von forn wieder an, schimpft zuweilen auf die Landesregierung, und lobt die vergangenen Zeiten. Die Mutter ist eine kleine, hagere, gute, redliche Landfrau, die sich selbst der Haushaltung fleissig annimt, jeden Morgen und Abend in geistlichen Büchern die Seite liest, bey welcher sie gestern stehengeblieben ist, und sich übrigens wenig um die Welt und deren Lüste bekümmert. Beyde alten Leute sind sehr gastfrey, geben gern den Armen, und wenn sie Besuch von Freunden haben, weinen sie jedesmal, bey der Ankunft und Abreise. Immer dünkt es mich indessen ein Wunder, wie meines Freundes Schwester sich so ganz selbst an diesem Orte hat bilden können, denn sie ist würklich ein sehr feines Frauenzimmer.

Wir speiseten den Abend allein. Den folgenden Tag, als den ersten des Jahrs, giengen wir früh in die Kirche, nachdem wir um Mitternacht von den Bier-Fidlern des Dorfs durch die jämmerlichste Musik, von welcher man hätte die Strangurie bekommen mögen, waren aufgeweckt worden. Doch, das muß ich sagen, daß ich alles Mittelmäßige hasse, und wenn ich keine gute Musik hören kann; so spiele man mir lieber nur recht elend, damit von keiner Vergleichung die Rede seyn könne. Meine schwachen Nerven leiden nicht so gewaltig bey solchen Dorf-Musikanten, als wenn vier Dilettanti nach ihrer Art mir ein herrliches Quadro verhudeln.

Der Prediger des Orts ist ein wohlgemäßeter Diener der lutherischen Kirche, der bey einer Flasche guten Weins die zehn Gebothe alle und die Haustafel gern aus dem Gedächtnisse verliehrt. Er spricht mit Entzücken von den lateinischen Autoribus, unter denen er den Terentium vorzüglich auszeichnet, in

welchem

welchem ihm unter andern die muntern Scherzreden des Davus sehr gefallen. Nachdem er uns mit einer langen, sehr extemporirten Neujahrs-Predigt Langeweile gemacht hatte, wiederholte er, bey einem Mittags-Besuche, seine treugemeinten Wünsche für die beständige Prosperität des hochadelichen Hauses, und blieb zum Essen, wobey er nicht faul war, auch oft mit zwey Fingern das Weinglas in die Höhe hob, indem er ausrief: „Ey! Ihro Gnaden, Herr Hauptmann! das „ist ein deliciöser Wein! Das ist ein rechtes „Vinum für meine stomachalischen Um„stände!“

Es kamen auch den Tag noch andre Besuche. Der Amtmann, welcher sehr durch die Nase redete, steckte voll geheimer Nachrichten, die Regierung betreffend, die ihm sein Freund, der Cammersecretair, im Vertrauen geschrieben hatte. Die Frau Amtmannin war ein kleiner Knirps vom Weibe, mit hellen schwarzen Augen, behangen mit

einer Menge altmodig gefaßter Granaten und anderer falschen Steine. Die Frau Pfarrern hatte einen langen zimtfarbenen seidenen Schlafrock mit großen bunten Blumen an, und verneigte sich bey jedem Worte nach der linken Seite hin, nahm auch nichts von Speise und Trank zu sich, ohne gewaltig dazu genöthigt zu werden. Es kam auch der Chirurgus aus der benachbarten Stadt, mit einer blauen manschesternen Weste, woran nur ein Knopf zugeknöpft war, Wickel-Strümpfen und grauem Rocke. Er roch gräßlich nach Pflaster, und schimpfte unaufhörlich auf den Doctor Frischmuth, der nicht leiden wolle, daß er practisiere. Wie viel mag nicht das arme Fräulein von Hundefeld leiden, wenn sie mit diesen Menschen täglich umgehen muß! Mir machten diese Carricaturen unterdessen einige lustige Augenblicke.

Den 2ten Januar besuchten wir, eine Meile von da, einen Amtshauptmann, der, weil er im Kriege als Geissel mit nach Straß-

burg war geschleppt worden, nichts als französisch sprechen zu müssen glaubte. Sein Gastmal war auch ganz ausländisch eingerichtet, und nach Tische wurde Likeur hergegeben, der aber freylich nur aus einem guten doppelten Kümmel bestand.

Den 3ten brachten wir auch auswärts zu; die alten Leute blieben zu Hause; nur die Geschwister Hundefeld, Herr Meyer und ich machten uns auf den Weg. Wir speiseten bey einem Forstmeister, der eine vortrefliche Frau hat, die einzige beste Freundinn des Fräuleins von Hundefeld. Er selbst verdient nicht, eine so gute kluge Frau zu besitzen, denn er ist nur ein mächtiger Jäger vor dem Herrn, und sonst nichts. So einen mittelmäßigen Kopf er aber auch hat; so hält er sich doch für einen sehr feinen Mann, der sogar den ganzen Hof zu übersehen glaubt, weil er einst Jagt-Page gewesen ist. Er ist geizig, mistrauisch, pflegmatisch, und hat nicht die geringste Gefälligkeit für sein armes

 Weib,

Weib, verzieht seine Kinder, vereitelt alle Mühe seiner Gattinn, diese jungen Geschöpfe zu bessern Menschen zu bilden, und weil er selbst weder Gefühl noch Cultur hat; so leidet er nicht gern, daß seine Frau ihrem Herzen folgt, und ihren Verstand durch Lectur nährt.

Die folgenden Tage blieben wir zu Hause, bekamen zuweilen Besuche aus der Nachbarschaft, giengen des Abends, bey freundlichem Mondenscheine, in Pelze gehüllt, in dem kunstlosen Garten auf und ab, und fuhren den 7ten zu einem Landjunker an der Grenze des Eichsfeldes. Der Mann ist ein Verwandter meines Freundes, aber ein höchst unerträglicher Mensch, der von nichts als Jagt und Haushaltung redet, bis in sein dreyssigstes Jahr als Fähndrich in holländischen Diensten gestanden, sich dann der edlen Langeweile gänzlich gewidmet, und sich auf sein Gut hingepflanzt hat, wo er nichts mehr würkt, als was jeder Bauer besser würken kann.

Ich schätze gewiß den Stand eines redlichen, fleissigen, wohlthätigen Landmanns sehr hoch. Er ist vielleicht der zweckmäßigste und glücklichste auf der Welt, vielleicht auch derjenige, der die feinsten Kenntnisse erfordert. Aber man muß, was man ist, ganz seyn, und ein Mann, dem das Schicksal einen höheren Stand, mehr Vermögen und mehr Gelegenheit gegeben hat, sich aufzuklären, soll sich nicht darauf einschränken, mechanisch, wie ein Taglöhner, sein Feld zu bauen, sein Land zu düngen, ohne zu wissen, woher es kömmt, daß der Mist düngt, nicht immer nach großväterlichem Brauch so fortarbeiten, noch den Mond angaffen, ohne zu überlegen, was für ein Ding das etwa seyn mögte — Nein! ein solches Geschöpf ist mir zum Ekel —

Der Mann, von dem ich rede, hat aber eine stille, wackre Frau. Sie hatte, scheint es, nichts im Vermögen, und mußte sich desfalls entschliessen, mit diesem Halbbauer ihr Leben hinzubringen.

Man erzählte uns hier eine traurige Geschichte von einem gefangenen Mönch auf dem Eichsfelde, die ich seit dieser Zeit nicht aus dem Gedächtnisse habe drängen können. Herr Meyer wird Ihnen, bester Vater! mehr davon sagen, * denn ich eile zum Schlusse, weil ich itzt sehr beschäftigt bin, das Versäumte in meinen Collegien nachzuholen.

Wir reiseten den 10ten wieder ab, und, ich darf es bekennen, nicht ohne Wehmuth von meiner Seite. Ich muß sagen, daß ich die Abend- und Morgenstunden, wenn wir allein mit meinem Freunde und seiner Schwester waren, so angenehm hingebracht habe, daß ich mich nie erinnere so innigst heiter, und wenn ich auch zuweilen durch Musik (denn wir spielten täglich ein wenig, und das Fräulein singt allerliebst) oder durch Erzählung irgend einer rührenden Scene der Armuth oder andres Leidens traurig geworden

* Man sehe den zwey und zwanzigsten Brief.

den war, daß mir doch je in meinem Leben mehr wohl, oder daß ich je gefühlvoller und besser gewesen wäre.

Da Sie mir erlaubt und selbst befohlen haben, Ihnen offenherzig den Zustand meines Herzens zu entdecken; so werden Sie mir diese kleine Ausschweifung leicht verzeyhen. Es ist doch wahrhaftig eine selige Wonne, mit Menschen von sympathetischem Gefühle zu leben, mit denen man die Freuden eines weichen Herzens theilen darf und kann.

Ich küsse Ihnen, bester, würdigster Pflegevater! tausendmal mit kindlicher Ehrerbiethung die Hände, als

Ihr

unterthänig gehorsamer

Carl von Hohenau.

Achtzehnter Brief.

An Madam Müller, gebohrne van Blüm, in Amsterdam.

Urfstädt den 4ten Februar 1770.

Meine liebe Frau!

Ich habe mit Vorsatz so lange gewartet, und nicht eher an Dich geschrieben, bis ich Dir zugleich genauere Nachricht von meinem neuen Etablissement und meinen künftigen Aussichten geben könnte.

Der Freyherr von Leidthal, der ein sehr reicher und vortreflicher Mann ist, hat mich unter solchen Bedingungen bey sich aufgenommen, welche mich auf alle Art beschämen. Obgleich er keineswegs eines Menschen, wie ich bin, zu bedürfen scheint; so bezeugte er mir doch, um den Titel eines Wohlthäters

von

von sich abzulehnen, gleich bey meiner Ankunft, die Freude, die er habe, in mir einen Mann zu finden, dem er seine Geschäfte sicher anvertrauen könne. Nun trägt er mir Dinge auf, die leicht ohne mich geschehen könnten, und hat mir dafür einen Gehalt angewiesen, der wahrhaftig mein Verdienst weit übersteigt. Das Schicksal hat mir an diesem würdigen Menschenfreunde einen Wohlthäter gegeben, in dessen Hause ich die Bitterkeit meines Kummers weniger schmecke. Dieser vortrefliche Mann hat den größten Theil seines Lebens an Höfen hingebracht, woselbst er wichtige und große Rollen gespielt hat. Bey einem kränklichen Körper voll Geist, einem Kopfe voll Gelehrsamkeit, und einem Herzen voll Liebe und Güte, ist er der angenehmste sanfteste Mensch, den ich kenne. In seinem Hause herrscht Ordnung, Reinlichkeit, einfache, solide Pracht, und stille Heiterkeit. Nicht Ein unzufriedenes Geschöpf um ihn her. Seine Unterthanen bethen den wohlthätigen guten Herrn an. Er hat sehr be-

trächt-

trächtliche Güter, wovon wohl den größten Theil einst der Herr von Hohenau erben wird. Er führt Briefwechsel in der ganzen Welt, ist der Verlassenen Schutz und Rath — Mit Einem Worte! ein vollkommner Mann. Einfältige Leute, die ihn oft großmüthig handeln sehen, und nicht begreifen können, woher er das Vermögen dazu nimt, haben zuweilen von ihm gesagt, er besitze den Stein der Weisen. Wenn das möglich ist; so verdient niemand mehr als er, ihn zu haben, und wenn derselbe im Frieden der Seele und in Vervollkommung seiner selbst beruht; so hat er ihn gewiß schon. Da er indessen fast nur die einzige Leidenschaft hat, gern wohlzuthun; so kann er leicht mehr würken, als solche Menschen begreifen können, die unzählige Leidenschaften zu befriedigen haben.

Gleich in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts hat mir der Baron eine Summe Geldes aufgedrungen, wovon ich Dir, meine liebe Frau, hier vorerst die Hälfte

schicke,

schicke, und Dich bitte, Dich zu beruhigen. Ich werde nun so glücklich seyn, uns von Zeit zu Zeit aus der Noth helfen zu können, und der Himmel wird schon weiter sorgen.

Schon redet der Freyherr von Leidthal davon, einen unserer Söhne kommen zu lassen. Sey daher gutes Muths! Es wird alles wohl gehen. Nur versäume indessen nichts bey der Erziehung der Kinder.

Das Schicksal meiner Sophie liegt mir vorzüglich am Herzen. Ich fürchte, der alte von Hörde hat Maaßregeln genommen, die das Uebel größer machen werden. Man hat mir nemlich geschrieben, er habe seinem Sohne, auf die unedelste Art, seine Liebe zu Sophien verwiesen, und ihm verbothen, fernerhin an sie zu denken; der Sohn habe Vorstellungen gemacht, und da endlich beyde erbittert worden wären; habe der Sohn gedroht, einen Schritt zu thun, der es den Vater sollte reuen machen, daß er sich mit

Strenge

Strenge seiner unschuldigen Liebe wiedersetzt habe. Wende alles bey Sophien an, meine liebe Frau! sie zu bewegen, daß sie selbst an den jungen Menschen schreibe, und ihn bitte, seine unglückliche Leidenschaft der kindlichen Pflicht aufzuopfern; Aber verfahre sanftmüthig mit ihr, sonst steigt unser Unglück gewiß noch höher. Ich schreibe selbst an das arme Mädgen.

Nun lebe wohl, mein Kind! und sey versichert, daß Du und die uns der Himmel gegeben hat, mir stets am Herzen liegen, der ich ewig seyn werde.

Dein

treuer

Müller.

Neun-

Neunzehnter Brief.

An den Herrn von Hohenau, in Göttingen.

Münden den 13ten Januar 1770,
Mittags 12 Uhr.

Ich will Ihnen, mein lieber Freund! aus jedem Orte, wo ich mich aufhalten werde, ein paar Zeilen schreiben. So bin ich denn hier angekommen, aber wie, das wissen die Götter, denn man hat mich auf den schönen Wegen in meiner Kutsche so zerstoßen, daß man meine Rippen, ohne sie zu klopfen, als Cortelетten um Spinat legen könnte — Aber ich werde zu Tisch gerufen —

Um 1 Uhr.

Ich habe in Gesellschaft einiger hannöverischen Officiere gespeiset. Diesen Leuten blickt Wohlstand und gute Bezahlung aus den

Augen, auch sind sie Alle, schon vom Fähndrich an, dick und fett. Mein Wagen steht angespannt vor der Thür; Leben Sie wohl!

Cassell, Abends 10 Uhr.

Ich werde mich diesmal hier gar nicht aufhalten, vielleicht aber auf meiner Rückreise. Diesen Nachmittag, als ich ankam, schickte ich zu meinem alten Freund, dem Ritmeister von C . . Er hat mich besucht, und geht eben itzt fort. Morgen früh reise ich weiter.

Wabern den 14ten.

Ich kann Ihnen itzt wahrhaftig nichts Neues sagen, als daß hier ein sehr kleines Lustschloß des Landgrafen und eine Falken-Jagt ist, und daß mich in diesem rauen Lande entsetzlich friert.

Jesberg — Holzdorf — Marburg,
Abends 11 Uhr.

Endlich bin ich so weit, und mich verlangt nach Ruhe. Man trägt mir eine kleine Abendmalzeit auf. Wollen Sie mein Gast seyn? Auf der Gasse ist noch alles lustig, und die wenigen Studenten, die hier sind, machen Lerm genug für ihr Geld. Wäre es möglich, Marburg, Rinteln und Giessen in Eins zu schmelzen, was könnte daraus nicht werden?

Wahrhaftig eine närrische Stadt ist diese! Es giebt hier Straßen, in welche man mit geraden Schritten aus den Boden-Fenstern treten kann. Dennoch wird hier viel in Schlitten gefahren — Klink! klink! da ist schon wieder einer! — Doch, ich bin schläfrig; gute Nacht!

Giessen den 15ten, Mittags.

Schon wieder eine hessische Universität! und wieder ein ganz anderer Schnitt von Studenten!

Nauheim, Nachmittags.

Ah! Nun fängt schon eine heitrere Gegend an. Dieser Ort gefällt mir sehr, und man findet hier eines von den beträchtlichsten Salzwerken in Deutschland, von der Anlage des würdigen Ministers Waitz in Cassell.

Ohnfern Nauheim liegt das kleine Städtgen Friedberg, eine kleine Hauptstadt eines kleinen freyen deutschen ritterschaftlichen Staats.

Hanau, im Gasthofe zum Riesen,
den 19ten Januar 1770.

Da bin ich seit einigen Tagen in diesem wahrhaftig niedlichen Städtgen! Ich bin den 16ten zum erstenmal an den Hof gegangen, und wenn ich je einen Hof gesehen habe, wo mir alles so wohl gefallen hat, so war es dieser. So viel ungezwungene Höflichkeit gegen Fremde; so ein guter nicht geschraubter Ton; so eine gute, gnädige Herrschaft; so viel

viel Häuslichkeit und Einigkeit! Man glaubt ein wohlgeordnetes Privathaus zu sehen, und doch fehlt es gewiß in keinem Stücke am Anständigen. Die Frau Landgräfinn Mutter hat einen eigenen Hofstaat, und an diesem ist jeder verständige gute Mann willkommen. Sie kennt ihre Menschen, und weiß diejenigen auszuzeichnen, die wahre Vorzüge des Verstandes und Herzens haben.

Sie finden in Hanau eine Seltenheit, nemlich eine Kirche, in welcher in holländischer Sprache gepredigt wird. Nebenan ist eine französische Kirche, und die Hälfte der Stadt ist von fremden Colonisten bewohnt, die sehr beträchtliche Fabriken und Manufacturen angelegt haben. Es ist unglaublich, welcher ausgebreitete Handel aus dieser kleinen Stadt sich in ganz Europa verbreitet. Wollen-Manufacturen, seidene Zeuge und Gold-Arbeiten sind die Hauptartikel desselben.

Die Gegend um Hanau ist allerliebst. Philippsruhe am Mayn hat eine romantische Lage. Rund um die Stadt her sind schöne Alleen gepflanzt — Kurz! ich bliebe wohl vier Wochen hier, wenn ich nicht andere Plane hätte. So aber werde ich nicht eher als auf dem Rückwege zu meinem Oheim gehen, und nur geradesweges in das Elsaß rennen. Morgen beurlaube ich mich hier.

Darmstadt den 22sten.

Ich wünschte, daß der Herr Landgraf der Schaarwache verböthe, nicht immer um Mitternacht zu trommeln und zu pfeifen, damit nicht ein armer unschuldiger Fremder aus dem besten Schlafe mit Schrecken aufgeweckt würde.

Wüst und todt ist diese Stadt; Wollen Sie aber darinn eine Seltenheit sehen; so lassen Sie Sich das Exercier-Haus zeigen, welches

welches freylich, in künstlicher Bauart, vielleicht das Einzige in seiner Art ist.

Einen Schatz hat Darmstadt, und der ist seine Fürstinn, eine der vortreflichsten und klügsten Frauen ihres Standes.

Der Landgraf ist selten da. Der fürstlichen Familie habe ich meine Cour gemacht, nun reise ich weiter.

Denken Sie an! Als ich vorgestern in Frankfurt einen Augenblick mich im rothen Hause aufhielt, traf ich den niederträchtigen italienischen Grafen B . . . an. Er trägt itzt weltliche Kleider, und sucht einen Hof, wo er ein wenig Uneinigkeit und Teufeley stiften könnte. Er spielt noch immer mit seinen zwey großen Ringen und Schnupftabaks-Dosen, und ist kürzlich wieder irgendwo fortgejagt worden, als seine Geschichte mit der Vergiftung ruchtbar wurde.

Manheim den 23sten.

Ein kluger Herr, ein glänzender Hof, und eine prächtige heitre Stadt, in welcher schöne Künste und alle Arten von Wissenschaften blühen!

Sie sehen, mein Lieber! daß ich Ihnen nur sehr kurz und abgebrochen schreibe. Allein, da ich mich an jedem Orte nur wenig Tage aufhalte, und doch gern alle Seltenheiten und Merkwürdigkeiten sehen mag; so bleibt mir nicht viel Zeit zum Schreiben übrig. Unterdessen zeichne ich mir alles punctweise in der Kürze auf, und einst sollen Sie eine weitläuftige Beschreibung davon lesen, wenn Sie wollen. Glauben Sie ja nur, daß mir auch auf dieser Reise manches lächerliche Original aufstößt, und daß ich gewiß schon so viel Bilder gesammlet habe, womit ich biß zu einer andern Reise mein Gedächtniß tapezieren kann. Aber ich behalte alles in petto.

Carlsruhe den 27sten.

Eine Stadt, in der Form wie ein Rad gebauet, ist eine ganz artige Sache für den curiösen Liebhaber. Aus dem Schloßthurme sieht man in alle Querstraßen der Stadt, und von der andern Seite in mehr als dreyssig Alleen. Schade, daß man wenig Menschen sieht!

Ich bin auch hier am Hofe gewesen, der aus Leuten besteht, deren Auswahl einem der weisesten Fürsten Deutschlands Ehre macht. Aber, wie gesagt, die Stadt ist mir zu öde.

Rastatt, um 1 Uhr Nachmittags.

Aber dies ist wahrhaftig ein heiterer schöner Ort, und es ist mir unbegreiflich, warum der Markgraf sich nicht hier aufhält.

Straßburg den 3ten Februar.

Als ich im Raben abtrat, traf ich einen Freund, den Herrn von Z . . . an, der im

Begriff war, nach Paris zu reisen. Ich entschloß mich kurz, ihn bis Nancy (oder, wie das hiesige Zwitter-Geschlecht von Halbdeutschen sagt: Nanzig) zu begleiten, woher ich eben zurückkomme.

Lüneville und Nancy sind schöne Städte, aber seit des Königs Stanislaus Tode äusserst leer.

Hier habe ich zwey Schauspiele besucht, die gleich schlecht waren.

Uebermorgen reise ich zurück, und zwar durch die herrliche Bergstraße über Heidelberg. Schade, daß die Jahrszeit eine Decke über so viel mannigfaltige Schönheiten der Natur gebreitet hat!

Sobald ich bey meinem Oncle in Ruhe bin, will ich Ihnen weitläuftiger schreiben, und Ihnen sagen, wie oft ich mir Ihre angenehme Gesellschaft gewünscht habe,

und

und wie sehr ich mich darauf freue, Ihnen in sechs Wochen mündlich wiederholen zu können, daß ich stets seyn werde

Ihr

treuester Freund,

von Weckel.

* * *

Zwan=

Zwanzigster Brief.

An den Herrn Meyer, in Göttingen.

Urfstädt den 21sten Februar 1770.

Zuerst, lieber Meyer! bitte ich Sie, unserm Carl in meinem Nahmen für seinen angenehmen Brief herzlich zu danken, und es bey ihm zu entschuldigen, daß ich noch nicht darauf antworte. Es soll nächstens geschehen; Und nun eile ich, Ihnen den andern Theil meiner Lebensgeschichte mitzutheilen.

* * *

Ich habe neulich behauptet, * daß man nur einmal in seinem Leben mit ganzer Seele lieben könne, so wie man nur einmal in seinem Leben einen ganz mit uns harmonierenden

den

* Im sechzehnten Briefe.

den Freund finden würde, aber ich habe nicht gesagt, daß man überhaupt nur einmal lieben könne — Das wäre sehr unglücklich! Nein! das süße, sympathetische Gefühl verschwisterter Seelen, die einzige reine Wonne des Lebens, kettet so manchesmal, mit den sanftesten Banden, die besseren Menschen zusammen, wenn auch oft nachher, erst dann bemerkte, oft gar nie deutlich entwickelte, kleine Verschiedenheiten in der Form und Composition die Herzen hindern, sich in allen Puncten zu berühren — Es giebt keine Sprache für gewisse Dinge, aber wer sie fühlen kann, versteht sie ungesagt —

Oft kann in einer großen Gesellschaft ein einziger, kleiner, unbedeutend scheinender Zug eines Menschen die tiefsten Eindrücke auf mich machen. Ohne die Person näher zu kennen, interessiere ich mich nun für alles, was sie sagt und thut. Wir sprechen wenig, vielleicht gar nichts zusammen, aber uns Beyden würde es nicht einfallen, miteinander

von

von gewöhnlichen Dingen zu reden; Es müßte eine Unterredung seyn, wobey das Herz warm wird, und wir wissen voraus, daß wir uns verstehen würden; Und doch würden wir von zwanzig Personen, die um uns herumgehen, nicht mit einem Einzigen dies Gespräch anfangen wollen. Nun scheiden wir fremd auseinander. Wir sehen uns von ohngefehr einige Tage hernach in einem dritten Hause — Meine Augen suchen die bewußte Person, sie ist da, aber zerstreuet oder nicht aufgeräumt, und macht mir eine etwas kalte Verbeugung — Ich, der ich nicht in der geringsten äusseren Verbindung mit ihr stand, sie am wenigsten von allen Anwesenden kenne, fühle mich beleidigt, weil sie mich nicht unter dem Schwarm ausgezeichnet hat. Darüber werde ich misvergnügt — Sie empfindet augenblicklich, was die Ursache davon ist, und glaubt die Sache verbessern zu müssen. — Die Versöhnung ist bald gemacht, nur Worte können darüber unter uns nicht gewechselt werden; Wir kennen

äusser-

äusserlich uns zu wenig dazu, aber unsre Seelen haben mit einer Freymüthigkeit, mit einem Zutrauen geredet, dazu jahrelange Bekanntschaften nicht hinreichen, und gewisse Delicatessen es nicht erlauben würden, das laut zu sagen. — —

Diese kleinen Bindungen in dem Gewebe unserer feinen Empfindungen sind in dem weiblichen Character vorzüglich schön geknüpft, und ich kann es bekennen, daß ich meine seligsten Freuden in dem Umgange mit diesem Geschlechte genossen habe — — Hohn sey dem, der darüber lachen könnte, daß ich funfzigjähriger Mann noch ein so warmes Herz und einen so leicht in Bewegung zu setzenden Nervenbau habe! — Auch bin ich ziemlich kühl geworden, und mein Herz geht nicht mehr so oft mit meinem Verstande davon. Aber, ach Gott! als ich ein Jüngling war, da brannte dies Herz so heiß! Wie manche Qual, wie manche süße Freude habe ich da in dem Gedränge meiner Gefühle

gefun-

gefunden! Oft sehnte sich meine Seele sympathetisch nach einer verschwisterten Creatur, ließ sich dann so gern durch eine kleine Harmonie verleiten, glaubte gefunden zu haben — und wurde getäuscht — Allein, es reuet mich nicht — Auch in der Liebe war ich also oft unglücklich, und liebte immer wieder — Doch, wohin gerathe ich? Geschwind zu meiner Geschichte!

An dem Hofe, wohin ich als Gesandter geschickt wurde, war eine Prinzessinn, ein so liebes, gutes Geschöpf, daß es fast hart vom Schicksal gewesen war, sie in dem unglücklichsten aller Stände gebohren werden zu lassen.

Als ich meine erste Audienz bey Hofe hatte, und jedermann mir einige leere Worte sagte, wobey man nichts denken konnte, fragte mich die Prinzessinn um persönliche Umstände, z. B. „ob ich verheyrathet sey, Kinder „habe," u. d. gl. Dies lenkte das Gespräch

auf

auf häusliche Freuden, und jedes Wort, das sie darüber sagte, bezauberte mich.

Meinem Range gemäß saß ich fast täglich an der Tafel und beym Spiele neben ihr. Wir sprachen oft von Liebe und Freundschaft, und ich merkte bald, wie sehr ihr Herz zu beyden geschaffen war, fühlte bald, wie stark das meinige zu ihr hingezogen wurde.

Sie war, gegen ihre Neigung, mit dem Prinzen von . . . verlobt worden — Ich konnte den Gedanken nicht ertragen — Bald, wenn nur der Nahme dieses Hofes genannt wurde, umwölkte sich meine Stirn — Sie merkte das, und suchte jedesmal ein anderes Gespräch einzulenken.

Es war vom Miniatur-Mahlen die Rede, und daß noch niemand sie recht getroffen habe — Ich erboth mich, den Versuch zu machen — Man ließ mich daher stundenlang bey ihr allein — Ich merkte,

daß ich mit jedem Tage mehr von meiner Ruhe verlohr. Als das Bild fertig war, sollte sie es ihrem Bräutigam schicken — Sie wiedersetzte sich, und verlangte es zu behalten — Ich war im Himmel —

Wir fühlten Beyde, daß unsre Seelen ein festes Band geknüpft hatten, und wir wichen Beyde der Gelegenheit aus, unserm Verstande Rechenschaft davon zu geben.

Endlich gieng ich einst über eine Gallerie, die nach dem Schloß-Garten führte — Sie begegnete mir bey dem Ausgange, und hielt ein Buch in der Hand — Vermuthlich hatte sie eine rührende Stelle gelesen, denn durch die Dämmerung sah ich in ihren Augen Thränen blinken — Es war des Abends zwischen sechs und sieben Uhr, kurz vor der Appartements-Zeit — Die Gallerie fieng an schon halb dunkel zu werden, denn es war ein Tag im September, und noch war keine Laterne im Schlosse angesteckt — Sie fragte mich

mich freundlich: „wohin ich wollte?“ und sah sich um, als ob sie sehen mögte, ob uns auch niemand hörte — Das Herz fieng an mir heftig zu pochen — ich antwortete ganz verkehrt: „es sey meine Absicht, in das Vor„zimmer zu gehen.“ — „Dann sind Sie „ja ganz unrecht, mein lieber Leidthal!“ sagte sie, „Sie haben gewiß an etwas an„ders gedacht, weil Sie Sich in dem alten „traurigen Schlosse haben verirren können.“ Dabey legte sie ihre kleine weisse Hand auf den Aufschlag meines Rocks, und wollte mich zurechtweisen — Ich stotterte noch ein paar Worte — Endlich, Gott weiß, woher ich den Muth nahm, ergriff ich ihre Hand, und küßte dieselbe mit einer Empfindung, die sie nur zu sehr verstand — „Gott!“ sagte sie, „wir machen uns unglücklich“ — Meine Lebensgeister waren aber zu heftig in Bewegung gesetzt — Ich konnte mich nicht bemeistern, warf mich auf die Knie vor ihr hin, und wagte das Geständniß meiner Liebe — Schon las ich in ihren Blicken

meine Antwort — reden konnte sie nicht, aber ihre Hand zog sie nicht weg, die ich fest an meine Lippen drückte, als aus einer angrenzenden Garderobe ein Kammermädgen, quer über die Gallerie, gegangen kam, und bey dem Anblicke dieser Scene einen lauten Schrey ausstieß — Ich sprang auf — Wir flohen Beyde, in der größten Verwirrung auseinander — aber, was war nun zu thun?

Das Natürlichste schien, die Kammerfrau gewinnen zu müssen, dann konnte der Zufall eher gute als schlimme Folgen für unsere Liebe haben — Aber was für eine Liebe? Und was für Folgen konnten wir davon erwarten? — Doch, wer philosophierte je, wenn er verliebt war?

Die Kammerfrau wurde mit einiger Mühe gewonnen, erkauft, und ich durfte nun ungestraft meine Prinzessinn lieben, und es ihr unbehorcht sagen. Allein, die Sache nahm eine andre Wendung.

Man

Man redet in allem Betracht wahr, wenn man behauptet, daß diese mächtige Leidenschaft blind macht. Wenn man mit dem geliebten Gegenstande einig ist; so beschäftigen uns die kleinen süßen Gefälligkeiten der Zärtlichkeit so sehr, daß man (ganz anders aber ist es bey einem auf Laster und Ausschweifungen gegründeten geheimen Verständnisse), daß man, sage ich, gewöhnlich sehr wenig Achtsamkeit auf sich hat, sich durch jeden Blick verräth, und doch glaubt, die Sache äusserst heimlich anzufangen, da indessen keine Miene dem schlauen Forscher den Zustand unserer Seele unaufgedeckt läßt. Wer mit der Liebe bekannt ist, dem wird es nie entwischen, wenn ein zärtliches Paar in einer Gesellschaft sich mit den Augen aller Orten sucht, und doch so gern gleichgültig und kalt gegen einander scheinen mögte. Er wird bald bemerken, daß bey den geringsten Dingen, die Beziehung auf Liebe und Hofnung haben können, zugleich zwey fliegende Blicke sich begegnen, und, schnell

wieder aufgefangen, vor dem Verräther fliehen.

Nun war der Obermarschall des Hofs ein feiner Kopf, der das menschliche Herz kannte, und den langjährige Erfahrung, und Bekanntschaft mit den großen und kleinen Triebrädern der leidenschaftlichen Maschine gelehrt hatten, tiefe Blicke in die Seele zu thun. Dieser entdeckte bald unseren Gemüthszustand. Zwar war er zu klug, sich etwas merken zu lassen; er wußte, daß dies das Uebel ärger machen würde; aber jeder seiner Schritte trat dem Fortgange unsres Verständnisses in den Weg. Die vertrauete Kammerfrau war längst mit dem Burggrafen eines fürstlichen Lustschlosses versprochen gewesen. Oeconomische Hindernisse hatten die Vollziehung der Heyrath aufgehalten. Auf einmal bekam dieser Mann einen bessern Dienst, und holte seine Braut ab. Der Prinzessinn wurde eine alte Dame zur Gesellschaft, als Oberhofmeisterinn gegeben, welche

dieselbe nicht einen Augenblick allein ließ. Man fand auch die Zimmer, welche sie bewohnte, zu feucht, und sie bezog andre, die leichter konnten beobachtet werden. Meine Prinzessinn aber merkte bald die Absicht bey diesen Veränderungen, und es gelung ihr zuweilen, beym Spiele mir ein Zettelchen zuzustecken, in welchem sie mir Nachricht davon gab.

Wer ein bisgen mit der Liebe bekannt ist, weiß, daß Schwierigkeiten das Feuer der Leidenschaft immer stärker anfachen. Hier mischte sich vielleicht noch die kleine Eitelkeit mit hinein, einen so feinen und strengen Aufseher täuschen zu können — Kurz! ich war kühner als jemals, und wagte alles daran, meine Geliebte zuweilen sprechen oder ihr schreiben zu können.

Unzählige Mittel wendete ich zu diesem Zwecke an. In der Kirche, z. B., hatte ich meinen Platz neben den Herrschaften. Nun

sung ich, wenn die Prinzessinn zu meiner Seite stand, statt des vorgeschriebenen Liedes, alles was ich ihr zu sagen hatte, mezza voce, nach der Melodie des Liedes ab. Bey der Tafel heftete ich mit einer Stecknadel ein Billet an meine Serviette — Die Prinzessinn mußte die ihrige fallen lassen — Ich bückte mich ehrerbiethig, dieselbe aufzunehmen — Darüber fiel auch meine Serviette unter den Tisch; Nun tauschte ich sie um, und der Brief war in ihren Händen. Hatte ich Gelegenheit, ihr einen Augenblick etwas heimlich zu sagen; so machte ich, um nicht beobachtet zu werden, stets eine falsche Pantomime dazu, z. B., als wenn ich von Malerey u. d. gl. spräche, fuhr mit den Händen herum, bald hoch, bald niedrig, und sagte hin und wieder ein Wort laut, das gar nicht zur Sache gehörte.

So gieng das noch einige Monathe fort, als ich endlich aus dem Schlummer erwachte, und anfieng über die Rolle, welche ich spielte, meinem

meinem Verstande Rechenschaft zu geben. Eine Liebe ohne Hofnung, ohne Zweck, die, wenn sie unterhalten, nur noch mehr dazu beytragen würde, der armen Prinzessinn ihr künftiges Leben freudenleer und traurig zu machen, schien mir nun, bey etwas kühlerer Ueberlegung, nicht mehr Meiner würdig — „Ich will mich losreissen, auf einmal los„reissen," sagte ich, „und das einzige Mittel „dazu ist die Entfernung" — Also schrieb ich an meinen Hof, und bath, man mögte mich zurückrufen.

Der Minister, welcher mich ausdrücklich entfernt hatte, um allein zu herrschen, wollte meinem Gesuche keinen Vorschub geben. Ermüdet endlich, mich von der Bosheit der Menschen und meinen eigenen Leidenschaften immer in einem Wirbel umhertreiben zu lassen, beschloß ich, ganz ausser Dienste zu gehen. Ich erlangte mit Mühe meine Entlassung — Man both mir eine Pension an, welche ich ausschlug, und schenkte mir ein Ordensband,

 welches

welches ich selten trage. Ich verließ . . . und bald darauf auch . . auf immer — Ich sage Ihnen nichts vom letzten Abschiede: — Solche Scenen beschreibt man nicht —

Mein erster Gedanke war, auf meine Güter zu gehen, und ich folgte demselben. Da athmete ich die heitre Landluft ein, forschte der Natur nach, und fühlte, wie mit jedem Tage mehr Ruhe sich in mein krankes Herz senkte.

Aber das schien mir nicht hinreichend. Ich wollte auch versuchen, mir für den Rest meines Lebens eine stille, häusliche Glückseligkeit zu bereiten. Mein Herz war durch so manche Empfindnisse verwöhnt worden, aber doch noch für das Glück der Freundschaft, für eheliche Treue, und für die Gefühle eines Vaterherzens sehr warm. „Wenn „ich doch," seufzte ich oft, „in der Ehe das „Glück finden könnte, wonach ich so lange „ringe!" Auch habe ich es immer für bür-

gerliche Pflicht gehalten, daß ein Mann, der Vermögen, Redlichkeit und Kenntnisse genug besitzt, um ein guter Hausvater zu seyn, sich diesem Stande nicht entziehe, sondern alles dazu beytrage, sein Band mit an das große Rad der Geselligkeit zu knüpfen, und einst dem Staate wieder gute Menschen zu liefern; Also sah ich mich nach einer Frau um.

Aber ich fühlte wohl, daß ich kein Herz mehr ganz zu verschenken hatte, und daß ich also, bey der Wahl einer Frau, eine Person suchen müßte, die zwar ein gutes Herz hätte, aber nicht so fein, so lebhaft fühlte, daß sie sich unglücklich schätzte, wenn ich sie nicht mit derjenigen Wärme lieben würde, welche mein armes Herz bis itzt so sehr zernagt und erschöpft hatte — Ja, als hierüber erst ein System bey mir festgeworden war; so setzte ich mir sogar in den Kopf, es sey vielleicht in der Ehe besser, weniger heftig zu lieben, und dagegen sich ein dauerhaftes Glück auf

ruhige, gegenseitige Hochachtung und Freundschaft zu bauen.

Ich warf meine Augen auf das Fräulein von Bergheim, hielt um ihre Hand an, und verheyrathete mich mit ihr.

Ihnen, als einem Freunde, darf ich es bekennen, daß die immer gleiche Kälte, welche durch das ganze Wesen dieser Frau gegossen war, gegen das gewaltige Feuer meines Temperaments einen solchen Contrast machte, und mich so niederbeugte, daß ich in der ersten Zeit wenig frohe Stunden hatte, und daß mich meine unglückliche Lebhaftigkeit, in unruhigen Augenblicken, zuweilen misleitete, ihrem sonst wahrhaftig reinen und guten Character nicht die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die er verdiente — Wenn sie so in jede Flamme Wasser goß; so zerriß das meine ganze Seele — Und doch war es sehr gut, daß ich auf diese Art herabgestimmt wurde. Auch sah ich dies in ruhigen Stun-

den ein, und wir lebten in der stillsten Eintracht, die mit jedem Jahre würde zugenommen haben, wenn mir sie der Tod nicht entrissen hätte. Sie starb ohne mir Kinder zu hinterlassen — und seit dieser Zeit lebe ich, und werde den Rest meiner Tage so verleben, wie Sie mich in Urfstädt gefunden haben.

Entfernt von allem, was meine heitere Seelen-Ruhe stören könnte, ist es mir endlich gelungen, den Frieden zu finden, der allein uns den Uebergang in jene kummerfreye Ewigkeit leicht machen kann. Das Ziel meiner Arbeiten ist, die Wohlfarth meiner Brüder zu befördern, mich selbst und die Natur kennen zu lernen, und mich dem Schöpfer zu nähern. Habe ich das Glück in dieser Beschäftigung fortzurücken, mich der Vollkommenheit zu nähern, das Gefühl der Würde der Menschheit in mir immer lebhafter zu machen, kann ich dadurch endlich die Verirrungen meiner Jugend auslöschen; so soll es mich nicht reuen, in der Welt viel traurige Erfahrungen gemacht zu haben.

Nun,

Nun, mein Freund! wissen Sie den größten Theil meiner Schicksale. Kleinere Umstände will ich Ihnen ein andermal erzählen. Heute kann ich nichts mehr schreiben. Wenn Sie nur dies Geschmiere lesen können! — Leben Sie indessen wohl! —

Leidthal.

Ein und zwanzigster Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller, in Urfstädt.

Amsterdam den 1sten Merz 1770.

In der größten Angst und Unruhe meines Herzens schreibe ich Dir, mein lieber Mann, um Dir eine traurige Nachricht von unserer ungerathenen Tochter zu geben. —

Sie ist fort, mit ihrem Bösewicht von Verführer auf und davon gegangen, und macht mir in meinem Unglücke noch das Herzeleid, daß ich mich vor jedermann schämen muß, ein solches liederliches Geschöpf auf die Welt gesetzt zu haben —

Aber nun siehst Du, was Deine Nachsicht und Gelindigkeit für Früchte bringt. Als ich merkte,

merkte, daß die guten Worte und Deine Briefe bey ihr nicht helfen wollten, und der alte Hörde (der stolze, schlechte Kerl!) mir einmal über das andre sagen ließ: „sein „Sohn sey wie toll nach dem Mädgen, ich „sollte machen, daß sie von ihm abliesse,“ da ließ ich Sophien kommen, und redete ihr hart zu. Nun gab es ein Gewinsele und Geheule: „Ja, sie könne nicht dafür, sie „sey selbst unglücklich genug dadurch“ u. s. f. „Nun, wenn du nicht dafür kannst, verliebte „Närrin!“ sagte ich, „so schreibe mir gleich „hier auf der Stelle an den Kerl, daß er sich „nicht unterstehen solle, dir wieder mit sei„nen Briefen vor die Augen zu kommen, da„mit deine Eltern nicht ferner um deinet„willen sich müssen beschimpfen lassen.“ Stelle Dir vor! das Mädgen wollte den Brief nicht schreiben. „Das wäre zu hart,“ sagte sie. Darauf lief ich denn zu Madam Bovi, und sagte ihr von allem Bescheid. Nun scheint es haben sie dem Mädgen scharf zugesetzt, und sie mag wohl an den Taugenichts geschrieben,

und

und sich beklagt haben — Da kömmt der Pursche vor einigen Tagen hierher, wirft sich dem Vater zu Füßen, wie ein Comödiant, droht endlich gar fortzugehen, als sich der Alte nicht will erweichen lassen, und gestern Nachmittag bittet Sophie Madam Bovi um Erlaubniß, zu mir zu gehen. Statt dessen aber packt sie sich mit ihrem Kerl in ein Schiff, und geht fort, wie Du aus beyliegendem Briefe * sehen wirst, den sie zurückgelassen hat.

Nun sitze ich da, und muß mich in der Seele schämen vor allen Menschen — Ich bitte Dich um Gotteswillen, mein lieber Mann! rathe mir, sage nur, was wir thun sollen. Ich bin ganz von Sinnen, und warte mit Schmerzen auf Deine Antwort.

Christine Müller.

Zwey

* Dieser findet sich nicht.

Zwey und zwanzigster Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urfstädt.

Göttingen den 3ten Merz 1770.

Ich kann Ihnen, mein gnädiger Herr! nicht lebhaft genug die Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken, die Ihr gütiges Zutrauen, bey Lesung der so offenherzigen Erzählung Ihrer Lebensumstände, in mir erregt hat. Wenn ein Mann wie Sie sind, der in so manchem Betracht das beste Schicksal verdient, so viel hat leiden müssen, wie darf denn ich mich beklagen? Ruhe, Freude, Glück und Gesundheit mache indessen den langen Rest Ihres wohlthätigen Lebens sanft und heiter, und dann müsse die Erinnerung überstandener Leiden Ihnen wie ein verscheuchter Traum vorkommen — Olim meminisse iuuabit —

Wir

Wir haben uns, Ihrem Befehle zu gehorchen, bey der hiesigen Freymaurer-Loge gemeldet, und man hat uns baldige Antwort versprochen.

Ich versichre Sie, daß ich immer eine hohe Meinung von dieser Gesellschaft gehabt habe, und daß die Meinung weder durch die Menge der unnützen Schriften, noch durch die schlechte Wahl ihrer Mitglieder, noch durch die unedlen Spaltungen unter ihnen, woran man freylich wenigstens das Publicum nicht sollte Theil nehmen lassen, weil eine solche Verfolgung doch unter Brüdern (und das sind ja alle Maurer) unanständig ist, daß, sage ich, meine gute Meinung von dem Inneren des Ordens dennoch dadurch nicht ist geschwächt worden. Die darüber geschriebenen Bücher sehe ich nemlich als das Werk junger, forschender Anfänger, oder lügenhafter Betrüger an, die gern mit Kenntnissen prangen mögten, die sie nicht haben. Ein kluger Freymaurer sollte, denke ich, nie über

den Orden schreiben. Die Werke und Würkungen desselben müßten sich im Stillen, ohne Worte, ohne Posaune, ausbreiten. Zudem ist wohl die Erkenntniß und der Besitz der größten maurerischen Schätze nur in den Händen einiger Wenigen. Diese können vermuthlich Menschen aller Art zu verschiedenen Triebfedern in der großen Maschine brauchen. Sie lassen wahrscheinlicherweise die Sekten sich untereinander über Dinge zanken, die gar nicht wesentlich sind, so wie man den Kindern den schlechten Hausrath in den Vorhof hinausreicht, und sie damit spielen läßt, weil sie das Gute, womit sie nicht umzugehen wissen, nur verderben würden. Indeß nun diese Unwissenden auf ihre höheren Grade sich viel zu gut thun, Grade, die kaum einen Schatten von versteckter Wahrheit enthalten mögen; so leben vielleicht die weisen, unbekannten Obern unbemerkt, nicht einmal unter dem Nahmen von Maurern versteckt, in stiller Ruhe, und sehen in dem großen Spiegel, wie weit das Werk

vorrückt, und warum es in diesem oder jenem Zeitalter nicht weiter hat fortrücken können —

Das sind Gedanken eines Layen. Urtheilen Sie aber nun, bester Herr, ob ich gern den Schritt thue, zu welchem Sie mir die Mittel erleichtert haben!

Ostern rückt heran, und da Sie, theuerster Wohlthäter! uns erlaubt haben, in jeden Ferien eine kleine Reise zu machen; so werden wir diesmal das Eichsfeld besuchen. Man hat uns auf einige Merkwürdigkeiten, die wir daselbst sehen würden, neugierig gemacht.

Eine Geschichte, die man uns erzählte, hat uns auch vorzüglich interessirt. Es soll nemlich in einem Kloster auf dem Eichsfelde ein armer Mönch schon seit mehr als zehn Jahren gefangen sitzen, dessen Verbrechen niemand weiß, der aber ausserordentliche Ta-

lente haben soll, aber so enge eingesperrt ist, daß alle Mühe, ihn zu sprechen, vergebens seyn würde. Er sitzt in einem hohen Thurm, und hat schon oft Fremden Zeichen gegeben, als wenn er ihr Mitleid und ihre Hülfe anrufen wollte.

Den Herrn von Hohenau hat diese Erzählung so in Bewegung gesetzt, daß ich ihm anmerke, wie sehr ihn der Gedanke beschäftigt, diesen Unglücklichen, wenn es möglich wäre, zu erretten.

Ich habe dabey aber eine Bemerkung über unsern jungen Mann gemacht. Es kömmt mir nemlich vor, als wenn er seit unserer letzten Reise viel heftiger, empfindsamer, leichter zu erschüttern, und zu großen Handlungen und Ritterdiensten aufgelegter geworden ist. Er hat nicht mehr die immer gleiche unbefangene gute Laune, die den inneren Frieden verkündigt. Kurz! ich glaube, daß er verliebt ist, und das Fräulein von Hundefeld

feld wird wohl der glückliche Gegenstand seyn. Ist es gut, oder schlimm, daß dies neue Ressort bey ihm in Bewegung gekommen ist? Darüber darf ich mir unterthänig Ihre Meinung und zugleich Verhaltungsbefehle ausbitten, wie ich mich dabey aufführen soll. Ich wollte nicht gern für mich allein etwas versäumen.

Wir erwarten den Herrn von Weckel auf seiner Rückreise; doch will ich diesen Brief nicht bis zu seiner Ankunft liegen lassen, sondern ihn mit der Post fortschicken.

Ich habe nichts hinzuzufügen, als daß ich ehrerbiethigst verharre,

Meines theuren Herrn

gehorsamst ergebener Diener,

Meyer.

Drey und zwanzigster Brief.

An den Herrn Meyer.

Urfstädt den 20sten Merz 1770.

Wenn Carl verliebt ist; so ist das ein Schicksal, welches ihn doch, früh oder spät, müßte betroffen haben — Ich würde meine Hand von ihm abziehen, wenn er nie verliebt werden könnte — Hoffentlich wird Ihnen das auch die Mühe bey der Bildung seines weichen Herzens sehr erleichtern; das Bild eines tugendhaften Mädgens wird über seine Unschuld wachen; die edelste der Leidenschaften wird seine Seele allen sanften Eindrücken öfnen — Und für die Folgen seyen Sie unbesorgt! Dafür wird der Himmel sorgen, der nie, ohne unsere eigene Schuld, durch gute Gefühle unser Unglück bauet —

Ich antworte Ihnen nichts auf den Punct der Freymaurerey. Sehen Sie selbst zu, ob Ihre vorgefaßten Begriffe etwa, nach Ihrer Aufnahme, auf das passen, was Sie werden erfahren haben.

Aber nun von einer mir äusserst am Herzen liegenden Sache! Ihre Erzählung von dem Mönch hat bey mir die Erinnerung erneuert, daß ich Ihnen noch die Geschichte von Hohenaus Vater schuldig bin — Mögte meine Ahndung eintreffen! — Hören Sie nur!

Als Carls Vater Officier in . . . . war, wurde er in dem Hause eines Edelmanns bekannt, der eine schöne Tochter hatte, welche aber, aus eigennützigen Bewegungsgründen der Familie, für das Kloster-Leben bestimmt wurde. Hohenau liebte das Mädgen, und sie ihn, allein, da er keinen Reichthum zu ihrer Eltern Füße legen konnte; so war alle seine Mühe, ihre Einkleidung zu hintertreiben, vergebens. Sie weyhete also ihrem Gott

ein Herz voll irdischer Liebe, und alle Religions-Uebungen waren kraftlos, diese unglückliche Leidenschaft auszulöschen.

Endlich, nachdem sie lange geheime Zusammenkünfte mit meinem Freunde unterhalten hatte, wurden sie einig, miteinander zu entfliehen. Er entführte sie aus dem Kloster, ließ sich mit ihr trauen, nahm seinen Abschied, und lebte unerkannt, klein und eingezogen, aber in häuslichem Frieden glücklich, in einer Bauerhütte mit ihr — Ich allein wußte den Ort seines Aufenthalts —

Nach Jahres Frist brachte sie meinen Carl zur Welt, aber seine Geburth kostete sie das Leben — Wir vertraueten darauf den lieben Knaben einer ehrlichen Frau in Urfstädt an, und ich bewog meinen armen Freund, mit mir auf Reisen zu gehen, wie ich Ihnen erzählt habe.

Hohenau glaubte itzt vor jeder Nachstellung der Geistlichkeit sicher zu seyn, indeß diese

diese alle seine Schritte genau beobachten ließ. Als wir nun den 22sten Februar 1744 nahe bey Florenz, des Abends durch ein Wäldgen fuhren, wurde unsre Kutsche von einem Haufen vermummter Männer, die wir für Banditen hielten, angegriffen. Wir wehrten uns, so viel wir konnten — Ich schoß nach Einem, der auch hinstürzte — Endlich aber wurden wir übermannt; die Leute banden mir, meinem Bedienten und dem Kutscher Hände und Füsse, nahmen uns nichts, rissen aber meinen Freund mit Gewalt fort, hefteten ihn auf ein Pferd, und jagten mit ihm davon, nachdem sie vier theils Todte, theils Verwundete (unter den Todten war auch mein anderer Bedienter) auf die Seite geschafft, und mir einen Brief in die Tasche gesteckt hatten —

So lag ich denn wehrlos, die ganze Nacht durch, bis gegen Morgen andre Reisende mich in dem Zustande antrafen, und mich nebst meinen Gefährten befreyeten. Darauf erbrach ich den Brief, und fand ohngefehr folgenden Inhalt:

„Mein

„Mein Herr!

„Ihr Freund hat in Deutschland ein Kind
„der Kirche geraubt und verführt. Um dies
„Verbrechen zu bestrafen, hat man ihn aufge-
„sucht, und endlich entdeckt, daß er mit Ih-
„nen in diesen Ländern reiset. Itzt ist er in
„der Gewalt seiner Rächer, und Sie werden
„ihn nie wiedersehen. Wenn Sie nun, wie
„man das von Ihrer Klugheit erwarten kann,
„ruhig sind und schweigen; so dürfen Sie
„für Ihre Person fernerhin unbesorgt seyn.
„Reisen Sie glücklich, und hüten Sich künf-
„tig vor der Gemeinschaft mit Menschen,
„auf welchen der Fluch der Kirche ruht!"

Sie können Sich leicht vorstellen, wie sehr dieser Brief mich erschreckte, doch hielt er mich nicht ab, ins Geheim die mühsamsten Nachforschungen anzustellen — Alles war aber vergebens, nur erfuhr ich durch einen gewissen Gesandten, daß man meinen Freund nach Deutschland geführt habe. Allein auch hier spürte ich umsonst, und bekam keine nähere

Nach-

Nachricht, ausser daß man wahrscheinlich vermuthete, er sey nach Maynz abgeliefert worden.

Vor ohngefehr sechs Jahren bekam ich wiederum einen Brief von unbekannter Hand, darinn schrieb man mir: „Man hat Ihren „Freund, mit dem Sie einst in Italien ge„reiset sind, während seiner zwanzigjährigen „Gefangenschaft, sehr viel gelinder behandelt, „als er, vermöge seines Verbrechens, verdient „hätte. Seine wiederholten Versuche aber, „der heiligen Gerechtigkeit zu entwischen, ha„ben uns endlich gezwungen, ihn in engere „Verwahrung zu bringen. Man warnet „Sie nochmals, weil einiger Verdacht da „ist, daß Sie mit demselben einen geheimen „Briefwechsel unterhalten haben, Sie mögen „ja überlegen, was Sie thun. Es kann Sie „Ihre Sicherheit, und Ihren Freund das „Leben kosten“ — Dieser Brief kam auch aus der Gegend von Maynz —

Nun urtheilen Sie selbst, ob die Geschichte eines gefangenen Mönchs (es ist doch nicht gewiß, daß er gerade ein Mönch ist), der in einem, unter maynzischer Hoheit stehenden Kloster sitzt, nicht einen Schatten von Hofnung, daß ich Hohenaus unglücklichen Aufenthalt entdeckt hätte, in mir rege machen muß — Gott! wenn er es wäre! — Wie wäre aber dann das Ding anzufangen? — Doch, ich will nicht vor der Zeit mich mit Planen täuschen — Wenden Sie nur alles an, mein Lieber! um genauer von den Umständen unterrichtet zu werden — Aber freylich mit Vorsichtigkeit – Und nicht Ein Wort von der Sache gegen meinen Carl! das versteht sich.

Leben Sie wohl, mein Freund! Ich bin ewig

der Ihrige,

Leidthal.

Ende des ersten Theils.

Nach-

Nacherinnerung
an die Leser.

Wem es bey einem Roman blos auf gehäufte Begebenheiten ankommt, dem wird der erste Theil dieses Büchelchens nicht genuggethan haben. Ich habe Sie erst müssen mit denjenigen Personen bekannt machen, denen der junge Hohenau, dessen Schritte ich künftighin verfolgen werde, seine Bildung und Richtung zu danken hat, ehe ich weiter fortrücken konnte. Geschichtchen zu ersinnen, ist auch übrigens eine sehr kleine Kunst, aber ich denke: es ist einem forschenden Manne angenehmer zu beobachten, warum der Mensch so und nicht anders gewandelt ist, als blos hinter ihn her, eilig durch die ganze Welt zu laufen, ohne zurückzusehen. Noch belieben Sie zu bedenken,

denken, daß alles, was ich Ihnen hier erzählt habe, wahre Begebenheiten sind. Also bin ich ausser Schuld, wenn das Schicksal dieselben nicht interessant genug verwebt hat — Freylich hätte ich sie alsdenn nicht erzählen müssen — Doch davon will ich Ihnen, mein Herr! auch den Grund sagen: Ich denke nemlich, eine wahre Geschichte sey immer mehr werth als eine erdichtete, und da die mehrsten unserer deutschen Romane uns Bilder liefern, welche nur für eine gewisse Classe von Menschen interessant sind, als für Gelehrte, empfindsame Mädgen, Studenten u. s. f. Scenen aus der großen Welt hingegen uns sehr darinn mangeln; so wollte ich deren hier einige ausstellen. Sind dieselben aber schlecht gemalt; so nehmen Ew. Excellenz und Gnaden doch vorerst damit vorlieb, bis Sie bessere, von größren Künstlern, erhalten.

denken, daß alles, was ich Ihnen hier erzählt habe, wahre Begebenheiten sind. Also bin ich ausser Schuld, wenn das Schicksal dieselben nicht interessant genug verwebt hat — Freylich hätte ich sie alsdenn nicht erzählen müssen — Doch davon will ich Ihnen, mein Herr! auch den Grund sagen: Ich denke nemlich, eine wahre Geschichte sey immer mehr werth als eine erdichtete, und da die mehrsten unserer deutschen Romane uns Bilder liefern, welche nur für eine gewisse Classe von Menschen interessant sind, als für Gelehrte, empfindsame Mädgen, Studenten u. s. f. Scenen aus der großen Welt hingegen uns sehr darinn mangeln; so wollte ich deren hier einige ausstellen. Sind dieselben aber schlecht gemalt; so nehmen Ew. Excellenz und Gnaden doch vorerst damit vorlieb, bis Sie bessere, von größren Künstlern, erhalten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knigge, Adolph, Freiherr, 1752-1796

Der Roman meines Lebens in Briefen herausgegeben

Bd.: 1

Riga 1783

P.o.germ. 743 y-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112644-2
VD18 90403452